



Berichte

2018

IBZ Internationales
Begegnungszentrum
der Wissenschaft
München e.V.

Zum 150. Geburtstag unseres Namensgebers Arnold Sommerfeld

Als wir Kinder waren, erschien uns unser Großvater wie ein geheimnisvolles Wesen, wenn er – offensichtlich in Gedanken noch in anderen Sphären weilend – aus seinem Studierzimmer ins Wohnzimmer trat. Schnell war er dann aber wieder der gütige, liebevolle Großvater, der uns auch mit zärtlichen Kosenamen und herzlichen Albumeinträgen bedachte und uns z. B. noch in hohem Alter persönlich über den Kleinhesselohrer See ruderte.

Was uns heute noch beeindruckt, ist der persönliche Umgang mit seinen Studenten über die Vorlesungen und die gemeinsame Arbeit an der Uni hinaus. Dazu gehörten Sonntagsausflüge in die nähere Umgebung oder auch gelegentliche längere Berg- und Skiwanderungen, bei denen natürlich immer auch physikalische Fragen diskutiert wurden.

Eine bedeutende Rolle spielte in seinem Leben die Musik. Er war ein wirklich guter Klavierspieler und verstand es recht geschickt, dies gelegentlich in illustren Kreisen vorzuführen. Als großer Wagner-Fan besuchte er 1892 die Bayreuther Festspiele und berichtete danach begeistert über eine Tristan-Aufführung, ergänzt durch eine anschauliche und humorvolle Schilderung des Ambientes.

Bewundernswert war seine Stellungnahme in der NS-Zeit. So sagte er z. B. im Frühjahr 1933 kurzfristig eine geplante Reise in die USA ab, um in München anwesend zu sein und so



Arnold Sommerfeld (hintere Reihe, 4. von links) im Kreise seiner Familie, – Enkelin Monika Baier ist das Mädchen ganz vorne links.

die Möglichkeit zu haben, für seine nach dem Beamtenverlass gefährdeten Doktoranden und Kollegen eintreten zu können und Stellen im sicheren Ausland zu finden.

Für diese eindeutige Haltung werden wir ihm immer dankbar sein.

Monika Baier

Berichte aus dem
Internationalen
Begegnungszentrum
der Wissenschaft
München e.V.
– Eine Auswahl
der Veranstaltungen

Berichte

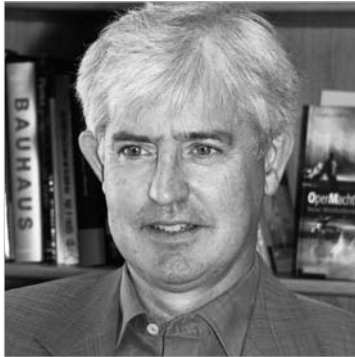
2018

IBZ Internationales
Begegnungszentrum
der Wissenschaft
München e.V.

- 4 Vorwort
- 6 **Brexit: Why it is happening and what does it mean?**
Boyd McCleary
- 10 **Der Erdüberlastungstag
Eine Berechnung und ihre politische Aussagekraft**
Julia Otten
- 14 **Briefkultur der Goethezeit:
Vortragsreihe der Goethe-Gesellschaft
München 2018/19**
Prof. Rolf Selbmann
- 18 **Die Seefahrer von Minicoy (Maliku)
in Südwest Indien**
Prof. Frank Heidemann
- 22 **Briten im Orient: Der Maler David Roberts**
Gertraud Heinrich
- 24 **Die Studentenunruhen 1968
und die geistige Neuorientierung
der Gesellschaft.**
Prof. Peter Neuner
- 30 **Das Insektensterben ist in aller Munde –
wir werden das Ungeziefer vermissen!**
Ernst-Gerhard Burmeister
- 32 **Die Baugeschichte
der Münchener Residenz**
Monika Stoermer
- 36 **Die Vereinten Nationen und die Wirtschaft
– Chancen und Risiken**
Dr. Martin Pabst
- 40 **Der Turm der Winde in Athen**
Dr. Hermann J. Kienast
- 44 **Globale (Nicht-)Verbindungen.
Der große Mondschwindel
des Jahres 1835**
Prof. Roland Wenzlhuemer
- 48 **Wir sind Faust
Teufelspakt und Erlösung bei Goethe,
Thomas Mann und Klaus Mann**
Dr. Dieter Strauss
- 50 **Thomas Mann - ein kritischer Wagnerianer**
Wolfgang Kupfahl

Kurz zusammengefasst...

- 54 Einbeziehung der Diaspora in die politischen Entwicklungen - Strategie und Gesetzentwurf für die Diaspora
 - 55 South African media after apartheid: local contests, global shifts
 - 56 Seitenwechsel in Gesellschaft, Religion und Diskurs. Propagiertes, Sichtbares und Verschwiegendes
 - 57 Rituals for power: Rituals for prosperity
 - 58 Objective Image Quality Assessment: What, Why, and How?
 - 59 Münchner Sommer der Sophistik 2018
 - 60 Arrival Cities: Migrating Artists and New Metropolitan Topographies
 - 61 Layers of Interpretation
Commentarial Practices Throughout
Buddhist Textual Traditions
 - 62 Quantifying Aristotle.
The Impact, Spread and Decline
of the Calculatores Tradition
 - 64 Impressum
und Bildnachweis
-



Prof. Dr. Christopher Balme

Der Inhalt des vorliegenden Heftes macht einmal mehr deutlich, dass das IBZ einen wichtigen Ort des wissenschaftlichen Austauschs bildet. Mit Vorträgen über Brexit (Brexit: Why it is happening and what does it mean?) und das Insektensterben (Das Insektensterben ist in aller Munde – wir werden das Ungeziefer vermissen!) kann man erkennen, dass hoch-, ja tagesaktuelle Themen im Vortragsprogramm des IBZ ihren Platz gefunden haben. Das Heft dokumentiert wie gewohnt eine große Bandbreite an Veranstaltungen, die nicht nur die Vielfalt der Geistes-, Sozial-, und Naturwissenschaften zeigen, sondern vor allem, dass auch internationaler Austausch gepflegt wird. Insgesamt sind im Berichtsheft ca. zehn Disziplinen vertreten; dazu veranschaulichen die verschiedenen Vorträge und Symposien, dass auch unterschiedliche Formen des wissenschaftlichen Austausches stattfinden. Auf diese Weise werden auch andere Kreise erreicht, so dass das IBZ selbst als Begegnungsort nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für eine breitere Öffentlichkeit von Interesse ist. Das Jahr 2018 zeichnet sich neben der Aktualität vor allem durch die Vielfalt der wissenschaftlichen Disziplinen aus. Die Zeitgeschichte ist vertreten mit einem Vortrag zum Thema „Die Studentenunruhen 1968 und die geistige Neuorientierung der Gesellschaft“. Der frisch berufene Lehrstuhlinhaber für Globalgeschichte an der LMU,

Roland Wenzlhuemer, erläuterte seine Thesen zu globalen (Nicht-) Verbindungen anhand des großen Mondschwinds des Jahres 1835. Bis heute haben sich die IBZ-Vorträge zu einer wichtigen und anregenden wissenschaftlichen Reihe entwickelt, die vor allem Themen außerhalb des engen wissenschaftlichen Rahmens aufgreift und auch für ein nicht Fachpublikum präsentiert. Ein weiterer Schwerpunkt sind Vorträge zum Wahlmünchner Thomas Mann. Dazu gehören Beiträge über „Thomas Mann – ein kritischer Wagnerianer“ oder der Vortrag „Wir sind Faust, Teufelspakt und Erlösung bei Goethe, Thomas Mann und Klaus Mann“. Die Goethe-Gesellschaft ist mit ihrer Vortragsreihe „Briefkultur der Goethezeit“ vertreten. Die Kunstgeschichte widmet sich dem Maler David Roberts, der zu den prominenten Vertretern der sogenannten „Orientalisten“ gehört. Ich habe hier nur einige Themen und Titel erwähnt; das Heft enthält wie immer viel mehr. Ich lade Sie dazu ein, die Berichte zu lesen und bin mir sicher, dass sich die Lektüre lohnen wird.

Die Förderung des wissenschaftlichen Austausches gehört zu den Kernaufgaben des IBZ. Der Seminarraum steht unseren Vereins-Mitgliedern zur Verfügung, damit sie wissenschaftliche Veranstaltungen in einem angemessenen und angenehmen Rahmen durchführen können. Zu einem ganz wichtigen Bestandteil des IBZ

gehört immer wieder das hervorragende Konzertprogramm, das sich nach wie vor großer Beliebtheit erfreut. An dieser Stelle möchte ich nicht nur den Referenten und den Organisatoren der einzelnen Veranstaltungen, sondern auch dem Team hier im IBZ danken. Dies gilt in besonderem Maße den Mitgliedern des Programmkomitees und Frau Sabine Mennella, die das vorliegende Heft redaktionell betreut hat.

Mai 2019



Prof. Dr. Christopher Balme
Erster Vorsitzender

Brexit: Why it is happening and what does it mean?

Britain has always been part of Europe. The Celts were the same people who lived in France, Belgium and Germany. Over the centuries the country was invaded by Vikings, Anglo-Saxons and Normans. But Britain has always seen itself as something apart, and perhaps better. Westminster was the "mother of parliaments", British inventors were in the forefront of the industrial revolution, the Royal Navy had "ruled the waves" and formed the platform for the British Empire, on which the sun never sat.

So at the end of the Second World War, when other Europeans were considering how best to avoid a future conflagration, despite Churchill's vision of a "United States of Europe", Britain sat on the sidelines. When the Treaty of Rome was concluded in 1957, the UK did not sign up. Instead, Britain joined the parallel European Free Trade Area (EFTA), which did not have the political/economic ambitions of the EEC. This meant that Britain could keep its system of preferential tariffs for Commonwealth countries and maintain autonomy in relation to tariffs, particularly vis-à-vis its major ally the USA.

But during the 1960s Britain changed its mind. Why? For fear of being disadvantaged in international affairs, because the EEC had proved successful and because Ted Heath, the new Conservative Prime Minister, was strongly pro-European. So Britain decided to join the EEC.

But its application was rejected, not once but twice! Only after de Gaulle left the political scene was the French veto lifted and the path cleared for Britain to join.

There was, however, political opposition in Britain. Many in the Labour Party saw the EEC as a capitalist bloc. Some Conservatives thought joining would mean "Death to British Democracy". And others were concerned that membership would mean turning our backs on old friends in the Commonwealth.

Despite this opposition, parliament voted in favour of Britain's entry and we joined on 1st January 1973. But two years later, after an election, the new Labour government decided to hold a referendum on whether we should stay in! The result was firmly in favour. But from the start there were critics of our membership. We spent years trying to reform the Common Agricultural Policy, Mrs Thatcher was convinced that the financial contribution we were making was too high and fought doggedly to "get our money back".

The UK went through really difficult economic times in the 1980s and 1990s and many blamed this on "Europe". Britain was instrumental in developing the Single Market. But we refused to join Schengen. And we strongly resisted ambitions to deepen economic and monetary cooperation, let alone political union. "Federalism" was a nasty word.

A black and white portrait of Winston Churchill, looking slightly to the left with a serious expression. He is wearing a dark suit jacket, a white shirt, and a dark bow tie.

'We must build a kind of United States of Europe. The structure of the United States of Europe, if well and truly built, will be such as to make the material strength of a single state less important. If at first all the States of Europe are not willing or able to join the Union, we must nevertheless proceed to assemble and combine those who will and those who can.'

Winston Churchill

Zürich speech, 1946

Winston Churchill's Zurich speech in 1946

And the Conservative Party became increasingly Eurosceptic, with huge rows over the Maastricht Treaty. Labour PM Tony Blair was pro-European, but had too much else on his plate (including the Iraq War, on which he backed the US and fell out with France and Germany) to allow him to play a leading role in Europe. Joining the Euro was a no-no.

By the time David Cameron became PM in 2010, the issue of Europe was toxic. He wanted the Conservative Party to "stop banging on about Europe", but pressure built up for a referendum on Britain's membership. With a new anti-EU party UKIP winning widespread support and defections to UKIP from his own back benches, Cameron eventually agreed to put

a pledge for a referendum into the Conservative Party manifesto for the 2015 elections. When he won these elections, he felt he had no choice but to hold the referendum.

The referendum campaign was brutal, with both sides accusing the other of lies and fake news. The result was 52:48 in favour of Britain leaving the EU. Why did people vote this way? They voted for greater sovereignty, to take back control of money, borders and laws. But many also voted for non-Brexit reasons: against prolonged austerity, because they had lost confidence in traditional politicians and because they felt left behind. The Remain side had failed to persuade them of the benefits of staying in Europe.





Immediately after the referendum Cameron resigned and Theresa May became PM. Her task, to negotiate Brexit has proven a nightmare.

Brexit has divided Britain horribly. Leaving without a deal would have serious consequences for the UK economy. A former senior official has said we would be exchanging a three course meal for a packet of crisps! Germany will lose a good friend at the top table. And Europe too will suffer, not only from the immediate disruption to trade and investment, but also because Britain's pragmatic voice and political muscle will be lost. Over time a sensible relationship will be found between Britain and Europe. But we will all be poorer.



28 VI 18 Peter Brooks

Referent:
Boyd McCleary

Veranstalter:
**IBZ München e.V. und
Deutsch-Britische Gesellschaft
München e.V.**

Der Erdüberlastungstag

Eine Berechnung und ihre politische Aussagekraft

Bild rechts:

Die Erde wird symbolisch ausgepresst:
Aktion zum Erdüberlastungstag 2018
vor dem Brandenburger Tor.

Der Erdüberlastungstag verdeutlicht die ökologischen Grenzen unseres Planeten: Er markiert den Tag, an dem die gesamte Weltbevölkerung die natürlichen Ressourcen, die die Erde inner-

halb eines Jahres regenerieren kann, verbraucht hat. Ab dem Tag beanspruchen wir also für das restliche Jahr mehr Acker- und Weideland, Fischgründe und Wald, als uns rechnerisch zur

Wie viele Erden bräuchten wir, wenn alle Menschen so leben würden wie die BewohnerInnen von...





Verfügung stünden. Und wir stoßen weit mehr CO²-Emissionen aus, als die Wälder und Ozeane der Welt aufnehmen können.

Die Weltbevölkerung bräuchte 1,7 Erden, um ihren durchschnittlichen globalen Bedarf an natürlichen Rohstoffen nachhaltig zu decken. Der ökologische Fußabdruck Deutschlands liegt im globalen Vergleich im oberen Viertel aller Länder.


Berechnungsmethode ist eine Art Budget-Rechnung

Der Erdüberlastungstag wird von der Organisation "Global Footprint Network" berechnet. Die ursprüngliche Methode zur Berechnung des ökologischen Fußabdrucks wurde um 1990 von Mathis Wackernagel und William Rees an der University of British Columbia entwickelt. Es ist eine Art Budget-Rechnung: Wieviel Kapazität hat die Erde Ressourcen aufzubauen und

CO²-Emissionen aufzunehmen und wieviel Bedarf an Wäldern, Ackerland und Flächen haben wir?

Für einen Großteil der Länder und Regionen kann ein ökologischer Fußabdruck von 1961 bis heute nachgezeichnet werden. Das Global Footprint Network lässt etwa 15.000 Datenpunkte (aus Datengrundlagen der Vereinten Nationen) pro Land, Kopf und Jahr in die Berechnung einfließen.

Die Daten umfassen folgende Aspekte des Ressourcenverbrauchs: CO²-Emissionen, Ackerland, Wald, Weideland, Fischgründe und bebauete Fläche. Es wird zum Beispiel für ein Land der CO²-Ausstoß durch die Verbrennung fossiler Energieträger (Kohle, Erdöl, Gas) und Holz, zusätzlich zur CO²-Belastung durch importierte Güter berechnet. Dem wird die benötigte Waldfläche, um CO² zu binden - abzüglich der




Emissionen, die von Ozeanen aufgenommen werden - gegenüber gestellt.

Der Ressourcenverbrauch aus der Nutzung von Ackerland wird berechnet indem die zur Produktion von Lebensmitteln, Futtermitteln, Fasern (z. B. Baumwolle), Tabak und Kautschuk verwendete Fläche der Kapazität des vorhandenen Ackerlandes, diese Ressourcen zu generieren, entgegengesetzt wird.

Die Maßeinheit für den ökologischen Fußabdruck ist der sogenannte globale Hektar, der die durchschnittliche Produktivität einer Fläche weltweit in einem Jahr beziffert. Diese Maßeinheit ist sinnvoll, da sonst unterschiedlich ertragreiche Flächen in verschiedenen Regionen der Welt nicht miteinander verglichen werden können.

Herausforderungen in Deutschland

Während Deutschland im Jahr 2014 rund 2,5 Erden verbraucht hätte, liegt der Wert in den Jahren 2017 und 2018 schon bei drei Erden. Hierzulande tragen vor allem die hohen CO²-Emissionen in den Bereichen Strom, Verkehr und industrielle Landwirtschaft und der große Flächenbedarf zur Überlastung bei: Die CO²-Emissionen sind seit 2009 nicht gesunken, das Festhalten an der Kohle verzögert eine Senkung der Emissionen und bei den Wachstumsraten der Erneuerbaren Energien besteht in Deutschland noch Verbesserungspotenzial. Um einer weiteren Überlastung der natürlichen Ressourcen wirksam zu begegnen, sollte Deutschland spätestens in der ersten Hälfte der 2030er Jahre aus der Kohle aussteigen und 2050 Treibhausgasneutralität erreicht haben. Dringend ist ein Wandel im Bereich Verkehr und Mobilität: Die Verkehrspolitik sollte verpflichtet werden, ihren fairen Anteil am Erreichen der Klimaziele beizusteuern. In der Landwirtschaft sollte der Umbau hin zu ressourcenschonenden Anbaumethoden, die ohne Pestizide und chemische Düngemittel auskommen und die Bodenfruchtbarkeit als auch die Biodiversität langfristig sichern statt sie zu zerstören, vorangetrieben werden. Und wir sollten uns verabschieden von einer industriellen Tierhaltung, für die in Südamerika rund drei



Millionen Hektar für Futtermittel beansprucht werden und deren Abfallprodukte Gülle und Ammoniak Grundwasser und Klima belasten. Zur Berechnung des eigenen Fußabdrucks:
<https://www.footprintcalculator.org/>



Julia Otten

Referentin:
Julia Otten

Veranstalter:
Die Umweltakademie e.V.

Briefkultur der Goethezeit: Vortragsreihe der Goethe-Gesellschaft München 2018/19

Mit dem Thema der Vortragsreihe „Briefkultur der Goethezeit“ stellte die Goethe-Gesellschaft München diesmal weniger die Person ihres Namensgebers als das kulturelle Feld seiner Epoche in den Mittelpunkt. Gezeigt werden sollte, dass und wie jeder Brief ein reizvolles Spannungsverhältnis zwischen dem Briefschreiben und dem Brieflesen aufreißt; umso mehr, als mit dem Beginn der Goethezeit auch das Zeitalter des Briefschreibens, die Entdeckung und Vervollkommnung des Privatbriefs beginnt.

Seit dem 15. Jahrhundert hatte die italienische Familie Taxis begonnen, ganz Europa mit einem berittenen Stafettendienst zu überziehen; ihre Innovation waren ausgeklügelte platzierte Relaisstationen, ital. „posta“, an denen die Pferde gewechselt werden konnten. Schon nach kurzer Zeit hatte die Familie den Brieftransport den meisten lokalen Botendiensten aus den Händen genommen und diese Aufgabe auf sich konzentriert. Durch die logistische Systematisierung von Thurn und Taxis oder durch das Staatsmonopol wurde das Briefeschreiben erschwinglicher. Man zahlte entweder „Franco“, also bei Einlieferung der Sendung, oder „Porto“ bei deren Empfang. Logischerweise wurde meist letzteres vorgezogen, um einem Verlust der Sendung vorzubeugen, mit der Folge, dass unaufgeforderte Zusendungen für den Empfänger ganz schön kostspielig werden

konnten. Noch 1574 kostete ein Brief von Nürnberg nach Königsberg 17 Gulden, das war dreimal der Preis der Wittenberger Bibel. 1760 kostete ein Brief von Frankfurt nach Berlin 6 Groschen, das bedeutete immerhin noch den Tageslohn eines Zimmermanns bzw. den Wochenlohn einer Köchin. Zum Aufschwung des Briefverkehrs gehörte die Geschwindigkeit des Brieftransports. Bis 1600 kamen Briefe etwa 1x pro Woche, 100 Jahre später 2x. Im 18. Jahrhundert gab es in größeren Städten dann sogar eine tägliche Briefzustellung. Im Alltag des gebildeten und schreibenden Bürgertums war deshalb der „Posttag“ der wichtigste Tag der Woche.

Mit der Verstaatlichung des Brieftransports konnte jede Landesherrschaft die Korrespondenz-Frequenz über die Festlegung der Portohöhe steuern: Niedriges Porto bedeutete mehr Briefe, hohes Porto hieß wenige Briefe. In Deutschland mit seiner Kleinstaataerei galt ein hohes Porto. Goethe war übrigens seit 1816 durch Beschluss des Deutschen Bundes vom Porto befreit, das hieß: man konnte Goethe ohne Kosten mit Zusendungen eindecken, und umgekehrt: Goethe konnte sich alles kostenfrei durch die Post zuschicken lassen. Wie wichtig ihm dieses Privileg war, teilte Goethe seinem Freund Zelter am 6. November 1816 mit: „da ich Portofreyheit habe, welche mir lieber ist als Preßfreyheit“.

Bild rechts:
Titelkupfer zu Johann Christoph Stockhausen:
Grundsätze wohleingerichteter Briefe (1751)

Im 18. Jahrhundert kam es in Deutschland zu einer Briefrevolution, die die Kultur der Goethezeit in ihren Wurzeln erschütterte. Der Aufstieg des Bürgertums innerhalb einer immer noch festgefügtten Ständegesellschaft schuf die sozialgeschichtlichen Grundlagen für die Emanzipation von Privatheit. Eine hohe Alphabetisierungsquote sorgte für eine bisher nicht bekannte Schreib- und Lesefähigkeit großer Teile der mittleren Schichten. Pietismus und Empfindsamkeit veränderten die Sprache. Sie führten ihr differenzierte Ausdrucksmöglichkeiten für Gefühle, Stimmungen, zwischenmenschliche Beziehungen zu, die bisher kaum denkbar, schon gar nicht in Worten zu fassen waren. Hier konnte der Brief als neues Medium des Selbstaustdrucks und der intimen Mitteilung ein dringendes Bedürfnis erfüllen. Damit waren Briefe geradezu ausersehen, zum Leitdiskurs alternativer Lebensentwürfe zu werden. Die intellektuelle und emotionale Emanzipation der (bürgerlichen) Frau lief über das Medium dieser Briefkultur: Emanzipierten sich bürgerliche Frauen, weil sie erstmals private Briefe schrieben? Oder war diese Emanzipation die Folge eines geschlechterübergreifenden Briefdiskurses? Schon in Christian Fürchtegott Gellerts grundlegender Brieflehre von 1751, Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen, konnte man nachlesen, „dass die



Frauenzimmer oft natürlichere Briefe schreiben, als die Mannspersonen.“ Worin sollte das begründet sein? Gellert hatte eine einleuchtende Erklärung parat: „Die Empfindungen der Frauenzimmer sind zarter und lebhafter, als die unsrigen.“

Der Eigensinn dieser neuen Briefkultur war so attraktiv, dass er auch auf die briefschreibenden Männer zurückschlug. Durch ihn konnte man auch untereinander erstmals die eigene Gefühlslage spielerisch erkunden und in der brieflichen Mitteilung bis zur schonungslosen Selbstdarstellung vorantreiben. An dieser Briefkultur hatte Goethe nicht nur Anteil, er hat sie erheblich mitgeprägt. Goethe war nicht nur ein begnadeter, sondern auch ein leidenschaftlicher Briefschreiber. Es gibt mindestens


Zitat aus dem Werk zur Briefkultur
von C.F. Gellert, 1751:
„Das erste, was uns bey einem Briefe einfällt,
ist dieses, dass er die Stelle eines Gesprächs
vertritt [...] Er ist eine freye Nachahmung
eines guten Gesprächs.“

20 000 von ihm geschriebene und 24 000 an ihn gerichtete erhaltene Briefe (zur Portofreiheit siehe oben). Am Ende der Epoche werden solche Briefe zum Zeugnis der Lebensgeschichte des Briefschreibers und des Empfängers, die man immer mehr als authentische Dokumente betrachtet und deshalb sorgfältig aufbewahrt. Wie man mit Briefen umgeht, wird zum Prüfstein des eigenen Innenlebens. Der alte Goethe schreibt in einem seiner letzten Briefe an Mari- anne von Willemer: „Dergleichen Blätter geben uns das frohe Gefühl das wir gelebt haben; dieß sind die schönsten Dokumente auf denen man ruhen darf“.

Die Vortragsreihe „Briefkultur der Goethezeit“ verortete sich in diesem literarischen wie sozialgeschichtlichen Feld. Den Reigen eröffnete Prof. Dr. Rolf Selbmann (München) am 24. September 2018 mit einer Einführung „Briefe schreiben, Briefe lesen“, die auf die Briefkultur der Epoche zuführen sollte. Prof. Dr. Volker Hoffmann (München) stellte im Oktober 2018 den Briefwechsel des berühmtesten Querdenkers der Epoche, Johann Georg Hamann, mit seinen Bezügen zu Goethe vor. Dr. Johannes John (München) entwickelte im November 2018 unter dem Titel „Im Schatten der Titanen“ die Besonderheiten von Goethes Die Leiden des jungen Werthers als Briefroman. Im Dezember 2018 veranschaulichte eine Lesung aus Briefen des alten und des jungen Goethe das Thema.



Die bekannte BR-Sprecherin Julia Cortis trug die von Dr. Johannes John (München) zusammengestellten Texte vor; sie wurde von Birgitta Eila am Flügel und Maurice Poschenrieder auf der Violine mit einem passend dazu ausgewählten Musikprogramm begleitet. Im Januar 2019 stellte Dr. Michael Ewert (München) den bisher unterschätzten Goethe-Zeitgenossen Georg Forster als kongenialen Briefschreiber vor Augen. Im Februar 2019 entfaltete Dr. Rotraut Fischer (Darmstadt) ein „Briefnetzwerk der Goethezeit“, während im März 2019 der Präsident der Weimarer Goethe-Gesellschaft, Prof. Dr. Jochen Golz, intensive Einblicke in Goethes „amtliche Korrespondenz“ als Minister gewährte. Wie romantische Liebespaare sich in ihren Briefen darstellen, ja diesen Briefverkehr



selbst zu einer Art Liebesdienst ausbauen, wird Prof. Dr. Karin Tebben (Heidelberg) im April 2019 demonstrieren. Mit einer umfassenden Ausfaltung des über 30 Jahre andauernden Briefwechsels Goethes mit Carl Friedrich Zelter schliesst Dr. Edith Zehm (München) im Mai 2019 dann die Reihe ab; ihr Vortragstitel „Und so fortan!“ weist darauf hin, dass die Reihe weitere Fortsetzungen vertragen hätte. Doch nach so viel „Briefkultur“ wird sich der Vortragszyklus 2019/20 dann mit dem Thema „Zur Aktualität von Goethes West-östlichem Divan“ auseinandersetzen.



Zusammenfassung:
Prof. Rolf Selbmann

Veranstalter:
Goethe-Gesellschaft München

Die Seefahrer von Minicoy (Maliku) in Südwest Indien

Als Tim Severin in den 1980er Jahren Handwerker für den Nachbau eines arabischen Handelssglers im Oman suchte, führte ihn sein Weg zu Ali Manikfan, dem Sohn des letzten Inselchefs von Minicoy (vor Ort Maliku genannt), der vierzehn Sprachen spricht und als Universalgelehrter gilt. Auf Maliku wurden seit Jahrhunderten hochseetaugliche Schiffe aus dem Holz der dort heimischen Kokospalmen gebaut und die

Planken mit Kobrarseilen zusammengefügt. Schiffe bauen wird vor Ort bis heute als „nähen“ bezeichnet. Die Segel, so ist es in britischen Kolonialberichten zu lesen, wurden aus den Blättern der gleichen Kokospalmen gefertigt. Ali Manikfan stellte eine Gruppe von Handwerkern zusammen, organisierte die aus Kokosfaser gefertigten Schnüre und Seile, und überwachte den Bau der *Sohar*, mit der Tim Severin schließlich vom Oman bis nach China segelte. Tim Severin beschreibt die Männer von Maliku als die besten Seeleute Indiens, die weltweit auf Handelsschiffen unterwegs sind und im Hafen von Bombay im Ruf stehen, auch unter schwierigen Bedingungen zu arbeiten, und zudem niemals gestreikt zu haben. Die Erfahrung von Severin führt zu der Frage, warum gerade die Bewohner einer sehr kleinen Insel ausgefeilte Technologien entwickelten und zudem als Seemänner über besondere Fähigkeiten verfügen.



Seemann von Minicoy – Ali Moosa Master



Schiffsbau auf Minicoy – Ein 16 Meter Fischerboot im Bau 2016

Maliku ist eine halbmondförmige Insel, etwa 11 km lang, kaum breiter als 400 Meter, zählt etwa zehntausend Einwohner, und zeichnet sich durch ihre besondere geographische Lage und spezifische Geschichte aus. Sie liegt etwa 400 km vor der indischen Westküste, zwischen dem 8° Kanal und dem 9° Kanal, historisch wichtigen Schifffahrtsrouten zwischen Westasien und Ostasien. Einst bildete die Insel den nördlichsten Teil der Malediven und ihre Bevölkerung spricht bis heute Mahal, ein Dialekt des Divehi. Ab dem 15. Jahrhundert wurden ihre Bewohner gegenüber indischen Herrschern tributpflichtig und im Laufe des 19. Jahrhunderts unter britische Administration gestellt. Durch ein Referendum wurde die Insel schließlich 1956 Teil der indischen Union und zählt heute zu den Lakshadweep Islands. Die Insulaner sind matrilinear und matrilokal organisiert und bekennen sich zum sunnitischen Islam. Dieses hochinteressante Gesellschaftssystem ist jedoch kulturwissenschaftlich kaum dokumentiert.

Einer der Gründe, so scheint es, ist der Umstand, dass ein Besuch der Insel, die heute die südwestliche Grenze von Indien markiert, auch für indische Staatsbürger eine besondere Genehmigung voraussetzt.

Das Werk von Francois Pyrard de Laval aus dem frühen 17. Jahrhundert und zahlreiche Kolonialquellen aus dem 19. Jahrhundert stimmen jedoch in Grundzügen darin überein, dass auf der Insel vier Statusgruppen leben, die die Gesellschaft in Schiffseigner, Kapitäne, Seeleute und Kokosnusspflücker gliedern. Seit Jahrhunderten wurden auf der Insel Handelsschiffe gebaut und Grundnahrungsmittel importiert. Zu den Exportgütern zählten Kaurimuscheln, die am Strand gesammelt wurden, Produkte der Kokospalme, insbesondere Seile und Kokosöl, und getrockneter Thunfisch. Ungeachtet der Tributpflicht gegenüber den Rajas von Cannanore und der Steuerpflicht gegenüber den Briten blühte der Handel. Als in den 1880er



Kokosnussplantagen auf Minicoy – Blick vom Leuchtturm

Jahren der Leuchtturm (mit Steinen aus England) gebaut wurde, berichtete der Medical Officer Oliver Bartholomeusz von einer großen Zahl Insulanern, die in Colombo und an der indischen Westküste anheuert. Zweifellos waren die Bewohner von Maliku, einem seit mehr als zweitausend Jahren besiedeltem Eiland, sehr früh im Großraum Südasien durch Handel und Dienstleistungen bestens vernetzt. Dies schließt an die Frage von Burkhard Schnepel und Edward A. Alpers nach der Bedeutung von kleinen Inseln für die Geschichte des indischen Ozeans an. In ihrem 2018 veröffentlichten Sammelband „Connectivity in Motion. Island Hubs in the Indian Ocean“ beschreiben sie diese Orte als Knotenpunkte, als Drehscheiben, oder hubs.

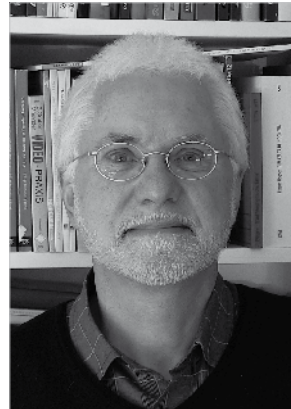
Eine ergänzende Sicht auf die Ausgangsfrage ergab sich aus Interviews, die ich im Frühjahr 2018 an der indischen Westküste mit Seeleuten aus Maliku durchführen konnte. Maliku verfügt zwar über eine Lagune, jedoch nicht über einen

Handelsstützpunkt, der von anderen Händlern genutzt wurde. Zwei Aspekte erscheinen mir von besonderer Bedeutung, erstens die auf das Meer und Schifffahrt fokussierte Ökonomie und zweitens eine offenkundige Seefahrerethik. Maliku ist im Laufe seiner Geschichte zu einem Wissenszentrum von maritimer Technologie geworden, da die heimischen Handelsschiffe nicht nur Waren, sondern auch Kenntnisse über Strömungen und Winde, Navigation, Segeltechniken und Schiffsbau mitbrachten. Zudem wurden die Produkte der Insel, insbesondere die der Kokospalme, auf ihre maritime Verwertbarkeit geprüft. Die Kapitäne und Seeleute verbrachten jedes Jahr zwischen den Monsunen mehrere Monate auf der Insel und fanden somit viel Zeit für die Weiterentwicklung ihres Handwerks. Weitere Impulse erfuhren sie von den Besatzungen der zahlreichen gestrandeten Schiffe, die vom Kurs abgekommen waren und vor Maliku auf ein Riff aufgelaufen waren. Die Schiffe, sowie auch Strandgut, gingen nach

maledivischem Recht in das Eigentum des Inselchefs, bzw. des Sultans von Male über. Im Gegensatz zu Fischerdörfern und Hafencities auf dem Festland, die in differenzierte Marktsysteme eingebunden waren, war das Leben auf Maliku völlig auf Fischfang, Schiffsbau und Fernhandel fokussiert.

Die Lebensgeschichten der Seeleute zeugen zudem von einer Sozialisation, die als einzige Möglichkeit, Ansehen und Status zu erlangen, die Seefahrt zuließ. Das Meer galt nicht als Gegenpol zum Land, sondern die Lagune war die Ressource für den Köderfisch, und das offene Meer die Quelle für den Thunfischfang. In der Lagune spielten die Kinder im seichten Wasser und junge Männer veranstalteten Bootsrennen. Bereits Bartolomeusz berichtet, wie Kinder das Laufen und das Schwimmen zeitgleich lernten. Nichts erschien normaler, als im Alter von etwa 20 Jahren zur See zu fahren und nach 9 oder 12 Monaten für einen vierteljährlichen Aufenthalt zurückzukehren. Das Meer war und ist der Ort der Sehnsucht, an dem Teenager zu Männern werden, Probleme meistern, Geld verdienen und Status erwerben. In den Narrativen der Männer von Maliku hörte ich nie Klagen, und wenn ich nach Leidenserfahrungen fragte, bekam ich zur Antwort, dass man darüber nicht sprechen würde: wer sich beklage, würde die Probleme vergrößern und nicht lösen. Statusgewinn war nicht an Gelderwerb gekoppelt, sondern wurde gemessen in Jahren der Berufserfahrung, der Vielfältigkeit der Fähigkeiten und an der Zahl der besuchten Hafencities. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass ein Beitrag von Maliku und potentiell anderer kleiner Inseln in der Bündelung

maritimen Wissens sowie in der Herausbildung einer Seemannsethik liegt, die beide untrennbar mit dem verkörperten Wissen der Insulaner verbunden sind.



Prof. Dr. Frank Heidemann,
Institut für Ethnologie, LMU

Referent:
Prof. Frank Heidemann

Veranstalter:
Humboldt-Salon

Briten im Orient: Der Maler David Roberts

David Roberts (* Stockbridge, 1796 – † London, 1864) Schotte, aus ärmlichen Verhältnissen stammend, arbeitete sich als Autodidakt vom Malergehilfen am Bau zum Theater- und Panorama-Maler hoch, zunächst in Edinburgh, 1822 war er bereits an verschiedenen Theatern in London tätig. Gleichzeitig begann er Ölbilder von topographischen Ansichten zu malen. In der 1823 gegründeten **Society of British Artists** stellte Roberts in London Ansichten von Dryburgh Abbey und Melrose Abbey mit Erfolg aus. 1825 reiste er nach Frankreich, seine Vedoute der Kathedrale von Rouen wurde von William Turner gelobt. Viele weitere Reisen auf dem Kontinent folgten. 1826 stellte er zum ersten Mal in der Royal Academy aus. Er begann sein Repertoire mit Schlachtenbildern und „biblischen Themen“ zu erweitern (1827 Schlacht von Navarino, 1829 Auszug der Israeliten aus Ägypten). 1832 startete er zu einer Spanienreise, die ihn bis nach Andalusien führte. Bei einem Abstecher nach Marokko entdeckte er die orientalische Welt des Maghreb. Seine Ansichten von Sevilla, Cordoba und Granada sowie weitere spanische Ansichten führte er in Öl aus, als er 1833 nach London zurückkehrte. Auf dem Londoner Kunstmarkt hatte er mit diesen Werken Erfolg. 1836 wurden 37 Spanienzeichnungen in den "Pictoresque Sketches of Spain" als Lithographien veröffentlicht, für die er gut honoriert wurde.

1838 brach Roberts zu seiner Orientreise nach Ägypten auf. Er war einer der ersten professionellen Maler, der sich dorthin wagte. Natürlich besuchte er die Pyramiden von Gizeh und startete zu einer Reise Nil aufwärts, die bis zum 2. Katarakt und zurück nach Kairo führte. Roberts machte unermüdlich Skizzen von allen berühmten Monumenten, an denen er vorbeikam: Abu Simbel, Philae, Kom Ombo, Edfu, Esna, Luxor, Dendera); zurück in Kairo, zeichnete er dort islamische Baudenkmäler. Im Februar 1833 brach Roberts auf in biblische Lande. Überall skizzierend, hielt er sich in Jerusalem, Jericho, am Jordan, am Toten Meer, am See Genezareth, in Nazareth und Haifa auf, um von dort in den Libanon weiterzureisen. Er verbrachte mehrere Tage bei den berühmten Tempelanlagen in Baalbeq, um sie darzustellen. Von Beirut aus trat er über Alexandria seine Rückreise nach London an, wo er nach 11 Monaten wieder eintraf, mit reichlich Material für zukünftige Werke: 272 Zeichnungen und drei volle Skizzenbücher, sowie ein Panorama, das er von Kairo angefertigt hatte.

Roberts bekannte, so vermerkt sein Biograph James Ballantine, dass diese Orientreise für ihn eine zentrale Episode seines künstlerischen Lebens darstellte. Er berichtete auch, wie mühsam es gewesen sei, in der Öffentlichkeit inmitten einer Bevölkerung zu skizzieren, die es nicht gewohnt war, dass Fremde auf der Straße zeichneten.

In London arbeitete er viele Motive zu großen Ölbildern aus. Dabei führte er das Auge des Betrachters durch Anwendung einer besonders theatralischen Perspektive. Sehr positiv aufgenommen wurde die Fülle von orientalischen topographischen Sujets, die Roberts von seiner Reise mitbrachte. Er traf damit genau eine Marktlücke. Bereits 1841 schrieb ein Kritiker in der "Literary Gazette": "We never had such elevating illustrations of the Holy Land, and its contemporaneous Egypt, as have



Boats on the Nile at sunset, Egypt.
Coloured lithograph by Louis Haghe after David Roberts, 1847.

now been made familiar by his splended talents“ (Zitiert nach B. Llewellyn, David Roberts, London). Zwischen 1842 und 1849 erschienen in mehreren Folgen "The Holy Land, Syria, Idumea, Arabia, Egypt & Nubia" - Lithographien nach den Skizzen von Roberts, die der belgische Graphiker Louis Haghe, mit dem er eng zusammenarbeitete, erstellte. Mit seinen Originalzeichnungen, seinen Ölbildern und den Lithographien waren erstmals (aus der Sicht damaliger Zeitgenossen) „authentische Darstellungen“ aus der Welt des Orients verfügbar. Roberts wirkte hiermit als Orient-Kommunikator für ein interessiertes englisches Publikum und er war Vorbild und Ansporn für Künstler, die auch dorthin reisten.

Referentin:
Gertraud Heinrich

Veranstalter:
Deutsch-Britische Gesellschaft e.V.

Die Studentenunruhen 1968 und die geistige Neuorientierung der Gesellschaft.

Fünzig Jahre nach den Studentenunruhen des Jahres 1968 waren die Zeitungen und die Fernsehprogramme voll mit Erinnerungen an die Proteste gegen den Vietnamkrieg und die Notstandsgesetze, an die Morde an **Martin Luther King** und **Robert Kennedy**, an das Attentat auf **Rudi Dutschke**, an den Protest gegen die Springer-Presse. Die geistigen Hintergründe dieser spektakulären Ereignisse wurden in diesen Berichten jedoch zumeist kaum angesprochen.

Die Kritische Theorie der Frankfurter Schule

Die Leitfiguren des SDS, der in erster Linie die Studentenunruhen initiierte, waren geprägt von der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule. Diese reflektiert auf die zumeist verborgenen gesellschaftlichen und ökonomischen Bedingungen jeder Erkenntnis, also auf die sie leitenden Interessen. Im Gefolge von Karl Marx thematisiert sie die Abhängigkeit theoretischer Aussagen von praktischen Gegebenheiten. Die Vorstellung von einer objektiven, vorurteilsfreien Wissenschaft wird dabei grundsätzlich in Frage gestellt, auch die scheinbar wertfreie Erkenntnis, wie sie in den Naturwissenschaften angestrebt wird, steht demnach im Interesse technischer Naturbeherrschung. Die Kritische Theorie stellt sich die Aufgabe, die Herrschaftsformen zu entlarven und so zur Emanzipation des von aller Entfremdung befreiten Individuums beitragen. Sie will ernst machen mit der

These von Karl Marx: „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert; es kommt aber darauf an, sie zu verändern“.

Die Kritik an der bürgerlichen Gesellschaft

Von der Kritischen Theorie inspiriert, richtete sich der Protest der Studenten gegen die bürgerliche Gesellschaft, die den Vietnamkrieg führte, ihn durch ihre Wertvorstellungen zu legitimieren und durch die Notstandsgesetze zu verteidigen suchte. Die kritische Analyse der kapitalistischen Gesellschaft, die Aufdeckung ihrer Herrschafts- und Unterdrückungsmechanismen und die Entlarvung ihrer verborgenen Ideologien, bildeten die theoretische Basis der Studentenrevolte. Sie wollten diese Mechanismen aufdecken, durch Bewusstmachung zu ihrer Überwindung beitragen und sie durch revolutionäre Aktionen zerstören. Die bürgerliche Welt erschien den Protestierenden als verkrustet und verstaubt, als egoistisch und ungerecht, von überholten Werten bestimmt, als kulturell unfruchtbar und als unfähig, sich den Herausforderungen der Zeit zu stellen. Die Studentenrevolte von 1968 hat diese Gesellschaft und ihre Ordnung, ihre Machtstrukturen, ihre Moral und ihre Werte, ihre Literatur und ihre Kunst zutiefst verachtet. Der hier herrschende Untertanengeist, so war man überzeugt, habe Hitler an die Macht gebracht, die Weltkriege und Auschwitz ermöglicht, er habe



die Gründung der Bundesrepublik Deutschland, ihre Wiederbewaffnung und Militarisierung legitimiert und er sei heute schuld an den Kriegen gegen die Armen und gegen Völker, die um ihre Freiheit kämpfen.

Die Nachkriegszeit war bestimmt von Aufbau, Leistung, Disziplin und Verzicht. Sogenannte Sekundärtugenden wie Fleiß, Treue, Gehorsam, Disziplin, Pflichtbewusstsein, Ordnungsliebe haben sie geprägt und die herrschenden Autoritäten geschützt. Diese Verhaltensweisen wurden nun beschuldigt, zu den Katastrophen des 20. Jahrhunderts geführt zu haben. Die bürgerliche Gesellschaft sei die ungebrochene Fortführung feudalistischer Autoritätshörigkeit und kolonialistischer Ausbeutung und Unterdrückung. Die Bundesrepublik Deutschland erschien den rebellierenden Studenten als die Fortsetzung des Dritten Reichs, die von weißen Rassisten dominierten USA als Sklavenhaltergesellschaft, der Vietnamkrieg als Versuch, ihre Unrechtsordnung weltweit zu verbreiten.

Nun sollten andere Werte gelten, die nicht mehr die Autoritäten und ihre Macht stärken, sondern sie entlarven und sie der Lächerlichkeit preisgeben. „Antiautoritär“ wurde zum Leitbegriff. Selbstverwirklichung, Emanzipation, Kreativität und soziale Werte wie Konfliktfähigkeit, Nonkonformität, Gleichberechtigung

und Solidarität wurden zu Leitugenden. Die Erziehung der Kinder sollte nicht auf Ordnung, Sauberkeit und Gehorsam ausgerichtet sein, sondern auf Freiheit, Autonomie, Phantasie und Unabhängigkeit.

Die Kritische Universität

Die revoltierenden Studenten traten mit dem Anspruch auf, die Führungselite für eine neue und bessere Weltordnung zu sein. Die Minderheitensituation, in der sie sich befanden, war ihnen natürlich bewusst, sie wurde aber nicht als Mangel empfunden. Vielmehr sahen sie ihre Vorbilder in der David gegen Goliath Konfrontation von Kleingruppen, die sich gegen Mächtige auflehnten. Ho Chi Minh und sein Krieg gegen die USA, aber auch Che Guevara, der mit 44 Gefolgsleuten, genannt die „Nationale Befreiungsarmee“, den Kampf gegen das herrschende Regime in Bolivien aufnahm, wurden zu Idolen. Die Veränderung der Gesellschaft musste nach ihrer Überzeugung von den Universitäten ausgehen. Doch diese bedürften selbst der Reform.

Gegen die traditionelle Universität und ihre Strukturen richtete sich der geballte Zorn. Die Auseinandersetzungen am Institut für Soziologie der Universität Frankfurt, wo Adorno und Habermas die Kritische Theorie vertraten, wurden exemplarisch für die Forderungen nach einer „Kritischen Universität“.

In der „befreiten Universität“ sollen antiautoritäre Formen des Studiums erprobt und elitäre Standesunterschiede überwunden werden. Gemäß der Parole, „Die Universität gehört uns“ forderte man deren grundlegende Umstrukturierung: Die Professoren sollten ihre institutionellen Rechte abgeben, die Entscheidungsgremien müssten paritätisch besetzt werden. Am 9. Dezember 1968 wurde das Soziologische Seminar der Universität Frankfurt besetzt und in „Spartakus-Seminar“ umbenannt. In einer Vollversammlung der Soziologen am nächsten Tag, an der auch Adorno und Habermas teilnahmen, erklärte der Bundesvorsitzende des SDS, dass jetzt „endlich der von den Studenten lange erwartete Moment gekommen sei, in dem man den herkömmlichen Wissenschaftsbetrieb zerschlagen und all die Professoren, die nicht gewillt seien, an der politisch orientierten, von den Studenten selbst organisierten Wissenschaft teilzunehmen, in die Zonenrandgebiete schicken könne. Daraufhin verließen Adorno und Habermas den Saal. Am 18. Dezember wurde das Seminar von der Polizei geräumt, die Direktoren erstatten Anzeige wegen Hausfriedensbruchs. Der folgende Prozess, in dem Adorno gegen seine engsten Mitarbeiter und Schüler stand und mit Hohn und Spott konfrontiert wurde, belastete ihn schwer. Zwei Wochen später ist er an Herzversagen gestorben.

Am intensivsten waren die Kontroversen in Berlin, namentlich am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaften. Nachdem am 10. Juli 1968 der Senat der Freien Universität den Entwurf für eine revolutionäre Institutssatzung abgelehnt hatte, besetzten rund 500 Studierende das Rektorat, forderten den Rücktritt des Rektors und des akademischen Senats sowie die Abschaffung der „Ordinarien-Herrschaft“. Man hat Schreibtische und Schränke aufgebrochen, Akten aus den Fenstern geworfen und diese wurden dort von wartenden Studierenden

verbrannt. Bei den Germanisten, Soziologen, Philosophen, Juristen sowie am Otto-Suhr-Institut mussten sämtliche Lehrveranstaltungen ausfallen. Um demokratische Strukturen durchzusetzen und die Machtstellung der Professoren zu brechen, wurden weithin Vorlesungen gestört, Institute besetzt, missliebige Dozenten niedergebrüllt, freie Rede unterdrückt. In „befreiten Zonen“, wie man im Mao-Deutsch besetzte Institute bezeichnete, fanden **Teach-ins** an Stelle von Vorlesungen und **Sit-ins** an Stelle von Seminaren statt. Durch **Go-ins** hat man Senatssitzungen und Fakultätssitzungen gesprengt. Auch in München gingen Wahlen von Rektoren und akademische Feiern unter Sprechchören, Trillerpfeifen und Luftballons unter. Bekannt ist das Bild: „Unter den Talaren - der Muff von tausend Jahren“.

Die Vorstellungen, die man von der kritischen und demokratischen Universität hatte, blieben in diesen Revolten allerdings weithin unklar, zudem waren die Ziele der protestierenden Studenten keineswegs einheitlich. Einigen konnte man sich auf die Parole: „Die Phantasie an die Macht“. Kein Geringerer als Jean-Paul Sartre erklärte in einem Gespräch mit Cohn-Bendit: „Ihr habt mehr Ideen als die Älteren ... Ihr habt eine viel reichere Phantasie, und die Parolen, die man an den Mauern der Sorbonne lesen kann, beweisen es“.

So turbulent es jedenfalls an einigen Orten und vor allem in einigen Fachrichtungen zugeht, die Unruhen blieben eine Sache der Studenten, sie konnten die Gesellschaft nicht für sich gewinnen. Die Öffentlichkeit verlor schnell ihr Interesse an den Ereignissen in der Universität und an den Kämpfen um Partizipation, Mitbestimmung, Drittelparität und wie die Kampflieder hießen. Und auch in den Universitäten war bald nicht mehr viel von den antiautoritären Bestrebungen zu sehen. Staatlich durchgesetzte



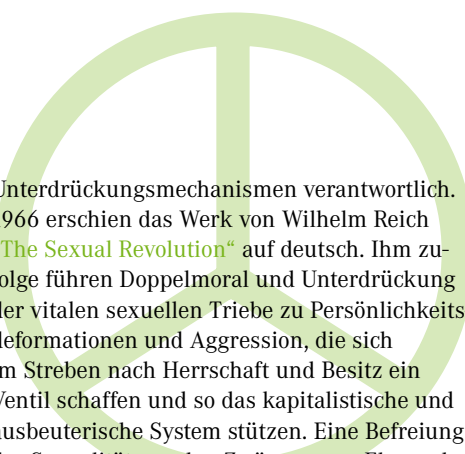
Ein typisches Bild
der damaligen Zeit:
Friedens-Demonstration
1968 in Berlin

Hochschulgesetze haben Forderungen nach einer Demokratisierung der Universitäten einen nur geringen Spielraum gegeben. Studierende, wissenschaftliche Mitarbeiter und das nicht-wissenschaftliche Personal konnten ihre Vertreter in die Gremien wählen, aber von Drittelparitäten war man weit entfernt. Letztendlich hat das Bundesverfassungsgericht in den 70er Jahren dafür gesorgt, dass die Universität ihre

Aufgabe in Lehre und Forschung wieder erfüllen konnte. Von den Herausforderungen, vor der sie 68 stand, ist kaum etwas übriggeblieben.

Die Kritik an den überkommenen Familienstrukturen und die sexuelle Revolution

Die Kritische Theorie machte nicht zuletzt die überkommenen Familienstrukturen für die gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse und



Unterdrückungsmechanismen verantwortlich. 1966 erschien das Werk von Wilhelm Reich „The Sexual Revolution“ auf deutsch. Ihm zufolge führen Doppelmoral und Unterdrückung der vitalen sexuellen Triebe zu Persönlichkeitsdeformationen und Aggression, die sich im Streben nach Herrschaft und Besitz ein Ventil schaffen und so das kapitalistische und ausbeuterische System stützen. Eine Befreiung der Sexualität aus den Zwängen von Ehe und Familie würde zufolge Reich zu einer friedlichen Veränderung der Gesellschaft führen. Die am 1. Januar 1967 in Berlin gegründete Kommune I verstand sich als Gegenmodell zur repressiven bürgerlichen Kleinfamilie. Massive Tabubrüche sollten schockieren. Der Slogan, „Wer zweimal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment“ wurde zum geflügelten Wort. Provokationen durch Nuditäten waren besonders wirksam. Im Oktober 1968 kam in München das Musical Hair auf die Bühne. Der Anfangssong über das kommende Wassermannzeitalter zeigte die romantische Hoffnung auf ein neues Weltzeitalter. Gegen provozierende Nacktszenen bei den Aufführungen von Hair schritt die Polizei ein. Diese Provokationen waren besonders wirksam.

Was ist geblieben?

Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als seien die Studentenunruhen von 1968 auf der ganzen Linie gescheitert, keines ihrer unmittelbaren Ziele haben sie erreicht. In der Gesellschaft, der Politik, der Wirtschaft, aber auch in der Universität konnten sie sich nicht durchsetzen. Einigen wenigen 68ern ist der Marsch durch die Institutionen gelungen. Nachgewirkt haben die Ereignisse von 1968 aber nicht allein bei deren Akteuren, sondern in nicht geringerem Maße auch bei ihren Gegnern. Hans Maier hat darauf hingewiesen, dass auch sie aus diesem Jahr verändert herausgegangen sind. Weniger in den Strukturen, wohl aber im Leben hat sich mehr geändert, als man auf den ersten Blick wahrnimmt.

Das ist offensichtlich in der Einstellung zur Sexualität, die sich auch in bürgerlichen Kreisen geändert hat, nicht zuletzt durch die Pille, die Mitte der 60er Jahre verfügbar wurde. Unsere Sprache ist direkter, unverhüllter, oft auch aggressiver geworden ist. Geändert hat sich der Bereich der Kultur, vor allem das Theater. Das zwischenmenschliche Verhalten ist weniger formell, direkter geworden, insbesondere gegenüber Autoritäten. Nicht selten begegnet auch ein Grobianismus, Hilfsbereitschaft und Höflichkeit sind hinter dem Bemühen um Selbstverwirklichung und Emanzipation zurückgetreten.

Entgegen einem ersten Anschein haben sich 1968 auch die Kirchen verändert. In Medellin in Kolumbien fand in diesem Jahr die Konferenz der lateinamerikanischen Bischofskonferenz statt, die die überkommene Allianz von Kirche und staatlicher Autorität aufkündigte und entscheidenden Impulse für die Theologie der Befreiung setzte. In Uppsala verurteilte die Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen die Apartheidpolitik im südlichen Afrika und entschied, afrikanische Befreiungsbewegungen zu unterstützen. Das politische Nachtgebet in Köln prangerte Unrechtsstrukturen in Deutschland und weltweit an und initiierte praktische Aktionen, um sie zu überwinden. Aber auch restaurative Bewegungen erhielten in diesem Jahr mächtigen Auftrieb. Einflussreiche evangelische Kreise protestierten dagegen, dass man im Rahmen der politischen Theologie Luthers Lehre von der Rechtfertigung über Bord geworfen habe und in der katholischen Kirche sorgte die Enzyklika *Humanae vitae* von Papst Paul VI. mit dem Verbot künstlicher Mittel zur Empfängnisverhütung für hellen Aufruhr - auch unter getreuen Gemeindegliedern. 1968 hat unsere Welt verändert.



Prof. Peter Neuner

Referent und Zusammenfassung:

Prof. Peter Neuner

für den Mittwochskreis

Das Insektensterben ist in aller Munde – wir werden das Ungeziefer vermissen!

Das Insektensterben ist Fakt und wird durch Langzeituntersuchungen und nicht nur durch Mutmaßungen durch weniger tote Tiere an der Windschutzscheibe bestätigt. Der Rückgang von 75-80% der Biomasse an Fluginsekten und der deutliche Artenrückgang auch bei Singvögeln als Insektenfresser fügt sich ein in das „größte Artensterben seit Ende der Dinosaurier“ (WWF 12.2017). Der Individuen- und Artenrückgang trifft alle Gruppen wie Schmetterlinge (30-60%) und Wildbienen (ursprünglich in der BRD 560 Arten, davon bereits 40 ausgestorben, 271 Arten stark gefährdet) sowie alle Regionen, auch Naturschutzgebiete. Zu den Insekten gehören Blattläuse, Flöhe und Stechmücken, auf die wir gerne verzichten würden, ohne Ihre Bedeutung in der Lebensgemeinschaft zu verstehen. Insekten sind aber vor allem auch Samenverbreiter, Pflanzenfresser, biologische Pflanzenschützer, Abfallbeseitiger (organischer Müll), Nahrungsquelle und Bestäuber (75-85% der heimischen Kulturpflanzen, 90% aller Wildpflanzen werden von Insekten bestäubt, Anteil der Honigbiene unter 30%). Die von Insekten – Fliegen, Wespen, Käfer etc. - bestäubten Pflanzen produzieren Eiweiß, Fette und Vitamine, windbestäubte Pflanzen vor allem Kohlehydrate. Die Individuenzahlen und die Populationsgrößen dieser Dienstleister sind dramatisch zurückgegangen, 40% von diesen sind unmittelbar vom Aussterben bedroht.

Wer ist schuld am Insektensterben? Nahe-
liegende Aussage: der Insektensammler,
schwächstes Glied in der Kette der Verursacher.
Nach strikten Sammelverboten hätte sich die
Insektenwelt deutlich erholen müssen, das
Gegenteil trat ein. Zum Leidwesen anderer,
maßgeblicher Schuldiger war er es, der durch
Auswertung von Sammlungen den Rückgang
dieser Tiergruppe belegen konnte. Sammeln ist
darum Beweissicherung. Die fehlende Förde-
rung eines Sammlernachwuchses und die Ver-
mittlung von Artenkenntnis in Elternhaus
oder Schule führt zum zukünftigen Verlust von
Information (polischer Wille!?).

Der Klimawandel wird inzwischen für alles
verantwortlich gemacht, ist aber bei Insekten
für Verschiebungen, nicht aber für den dramati-
schen Rückgang verantwortlich zu machen.

Der Flächenverlust, Zerstückelung, Isolierung
und Verinselung und damit einhergehend
das Verschwinden von ganzen Lebensräumen
ist gravierend. Versiegelung, Straßenbau, Aus-
weisung von Gewerbegebieten (jede Gemeinde
rüstet auf und buhlt um die Gewerbesteuern),
die Opferung von Schutzgebieten für den Tou-
rismus führt zwangsweise zu Verlusten der
Tier- und Pflanzenwelt. Flächenverluste ent-
stehen auch durch Monokulturen (Nahrungs-,
Futter-, Energiepflanzen), die durch Blühstreifen
(„Akzeptanzstreifen“) mit nicht autochtonen
Pflanzen, für Insekten ungeeignet, kaschiert

werden, Ein weltweites Problem, betrachtet man das Weichen der Regenwälder für Ölpalmplantagen.

Die konventionelle Landwirtschaft, besser die Agrarindustrie, muss als Verursacher des Artensterbens und Individuenrückganges genannt werden. Die Überdüngung, der Eintrag von Stickstoff führt zur massiven Boden- und Trinkwasserbelastung. Die BRD steht bereits im EU-Parlament am Pranger. Dass daneben auch die Lebensgemeinschaften von Pflanzen, nur nitratolerante Pflanzen überleben, und Tieren betroffen sind, ist weniger publikumswirksam. Der Pestizideinsatz (Herbizide, Insektizide, Acarizide, Fungizide) hat verheerende Wirkung auf die Lebewelt (GEO: „Pestizide und das Ende unserer Insekten“). Apfelbäume (EU-Norm) werden 32x im Jahr besprüht, Weinreben 17x und Kartoffeln 11x. Es wundert, dass es Überlebende gibt. Immer noch wird gestritten um das Verbot von Glyphosat, das als Pflanzenvernichter eingesetzt wird und der größte Insektizidkiller ist. Es werden neben Getreideflächen keine Mohn- und Kornblumen auch nicht am Wegesrand geduldet. Erst der Verdacht krebs-erregend zu sein, brachte es in die Schlagzeilen (anthropozentrisches Weltbild), inzwischen sind Verfahren gegen den Hersteller (80 % seines Umsatzes) zugelassen. Agrochemie und Politik arbeiten in Bezug zur weiteren Zulassung eng zusammen, obwohl inzwischen die Schadwirkung auf Fische, Amphibien und bodenlebende Tiere wie Regenwürmer festgestellt worden ist. Dass sich die Pestizide nicht am Ort des Einsatzes halten lassen, sondern auch verdriften (in Schutzgebiete!) gilt auch für die Neonicotinoide (Ersteinsatz 1990iger Jahre, ab 2005 in Lebensmitteln gefunden). Diese sind wasserlöslich, werden von Pflanzen aufgenommen zur Fressfeindabwehr, gelangen in den Boden und das Grundwasser. Clothianidin, das 2008 für das Sterben von 12.000 Bienenvölker am Oberrhein verantwortlich gemacht wurde,

besitzt eine Halbwertszeit von bis zu 6931 Tagen (= 19 Jahre). Derzeit wird um ein Verbot von 3 Substanzen aus der Palette der Neonicotinoide gerungen. Beim Verbot steht bereits ein Ersatzstoff zur Verfügung, dessen „Giftigkeit“ nur der Hersteller kennt. Betont wird von der mächtigen Lobby, die in der Politik fest verankert wird, dass der Pestizideinsatz zurückgehe. Verschwiegen wird dabei, dass die Wirksamkeit dieser Pestizide um ein Vielfachfaches die der Vorgängergeneration überschreitet.

Wir hatten alles schon einmal! Der Einsatz von DDT. Fast harmlos erscheinend gegen die neuen Insektizide, wurde es auf Grund des Krebsverursacherverdacht 1972 verboten. Lange war es sogar in Lebensmitteln noch nachweisbar. Das Buch von Rachel Carson 1962 „Der stumme Frühling“, dem die DDT-Katastrophe zu Grunde liegt, könnte heute neu aufgelegt werden, wobei die Szenarien der Wirkungsweise heutiger „Ersatzstoffe“ noch erschreckender wären. Wie wird sich der Kampf zwischen Ökologie und Ökonomie entscheiden, eine überlebensentscheidende Frage, nicht nur für Insekten.

Referent:

Ernst-Gerhard Burmeister

Veranstalter:

Residenzkreis München

Die Baugeschichte der Münchener Residenz

Die Münchner Residenz, der Regierungssitz der Wittelsbacher, ist nicht auf Grund eines einheitlichen Planes entstanden, vielmehr haben so gut wie alle bayerischen Herrscher hier ihren persönlichen Stempel hinterlassen. Als typische Schöpfung der Feudalherrschaft war es ihre Bestimmung, Macht und Reichtum des Herrschers eindrucksvoll zur Geltung zu bringen. Durch die Jahrhunderte entstand mit einem immensen Aufwand an Baukunst, Skulptur, Malerei und Raumausstattung eine der bedeutendsten europäischen Palastanlagen, ein einzigartiges Gesamtkunstwerk.

Der gesamte Baukomplex ist im 2. Weltkrieg zerstört worden und ausgebrannt. Erhalten blieb verzweifelt wenig, Außenmauern und Trennwände und einige Gewölbe. Von den 23.500 qm Dachfläche waren noch 50 qm übrig, der 470. Teil. Glücklicherweise war die Ausstattung seit Kriegsbeginn, so weit wie möglich, ausgelagert worden. Der Wiederaufbau erscheint als ein Wunder und ist ein eindrucksvolles Beispiel denkmalpflegerischen Wirkens.

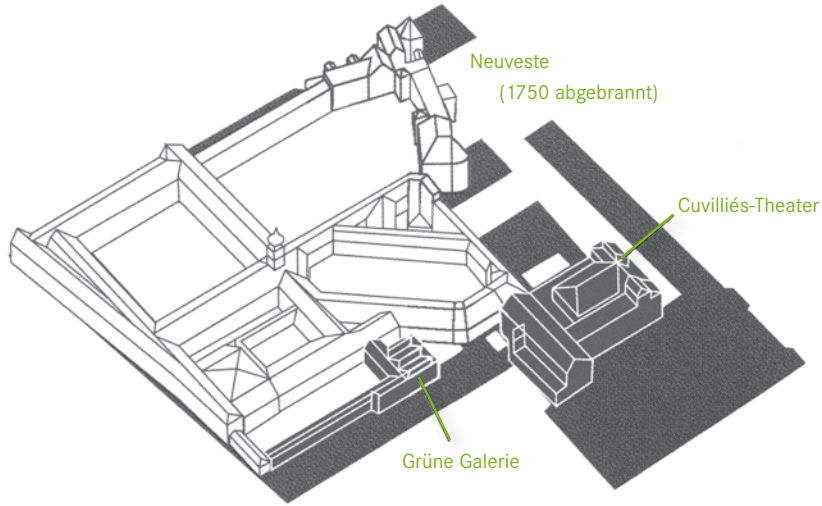
Ursprünglich, seit 1253, war die Stadtresidenz der Bayerischen Herzöge der Alte Hof. Im Zuge der Stadterweiterung wurde dieser allmählich vom Stadtgebiet eingeschlossen, was die Wittelsbacher dazu veranlasste, 1385, nach der Niederschlagung eines Bürgeraufstandes, eine neue

Residenz, die Neuveste an der Nordost-Ecke der neuen Stadtmauer, anzulegen. Von diesem ältesten Teil der Residenz ist so gut wie nichts erhalten, ihr Grundriss ist mit roten Steinen in die Pflasterung des Apothekenhofs eingezeichnet.

Von der Neuveste aus entstand nun ganz allmählich die Münchener Residenz. Den Anfang machte Herzog Albrecht V., der umfangreiche Antikensammlungen erworben hatte, für die er von 1568 bis 1571 von Jacopo Strada und Simon Zwitzl das sogenannte Antiquarium bauen ließ, das ursprünglich völlig frei stand.

Wilhelm IV. ließ 1581-86 den Grottenhoftrakt anlegen sowie den Schwarzen Saal und weitere, nicht mehr erhaltene Bauten an der heutigen Residenzstraße.

Wilhelms Sohn Maximilian I., der von 1597 bis 1651, also länger als 50 Jahre regierte und die Kurwürde nach München holte, brachte in die Entwicklung der Residenz eine entscheidende Wende, und zwar im wesentlichen in den ersten 20 Jahren seiner Regierungszeit, vor Beginn des 30-jährigen Krieges im Jahre 1618. Im Westen entstand die Hofkapelle und der Kapellenhof, an der Nordseite dieses Hofes der Alte Herkulesaal, heute Max-Joseph-Saal. Der Brunnenhof wurde durch langgestreckte Verbindungsbauten mit dem Antiquarium zu



Grundrisszeichnung
der Bauperiode unter Karl Albrecht (reg. 1726 – 1745)
und Max III. Joseph (reg. 1745 – 1777)

einer 8-eckigen Platzanlage zusammengeschlossen. Zugleich baute Maximilian eine neue Vierflügelanlage von gewaltigen Ausmaßen, die sich um den Kaiserhof gruppierte. Die lange Westfront zur Residenzstraße erhielt damals im Wesentlichen ihre noch heute bestehende Form. Der neue Flügel wurde im Norden durch den sogenannten großen Hirschgang mit der Neuveste verbunden.

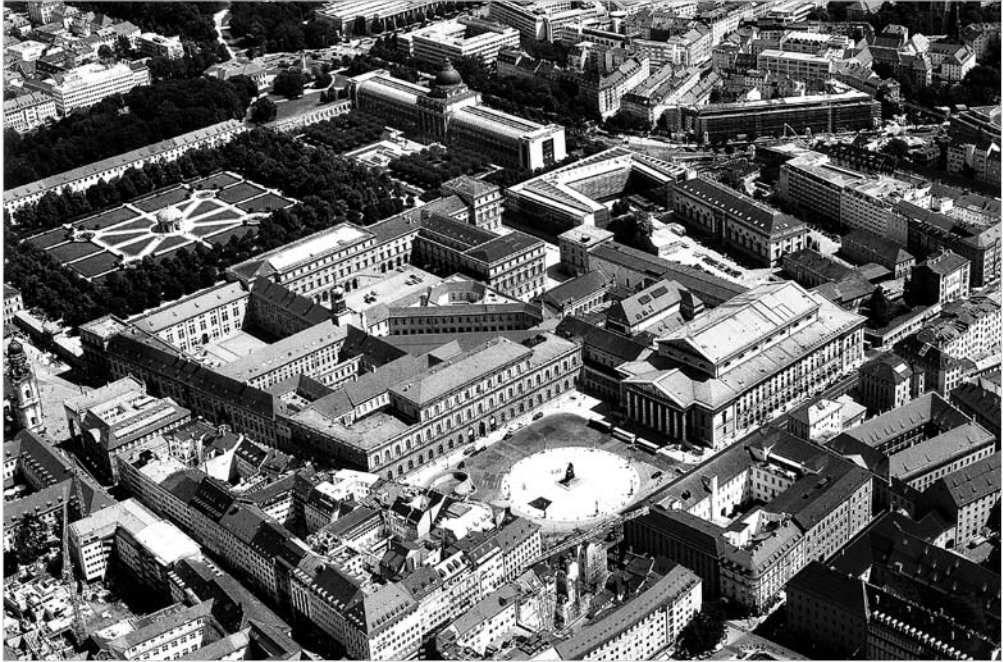
In den nächsten hundert Jahren wurde so gut wie nicht an der Residenz gebaut. Lediglich Kaiser Karl Albrecht (reg. 1726-1745) ließ die Grüne Galerie errichten.

1750 vernichtete ein verheerender Brand große Teile der Neuveste. Der Verlust des Festsaaes war Anlass für Kurfürst Max III. Josef (reg. 1745 bis 1777), Francois Cuvillés mit dem Bau eines neuen Theaters zu beauftragen. Ursprünglich stand es dort, wo heute das Residenztheater steht. Das vollkommen zerstörte Cuvillés-Theater

dessen Innenausstattung ausgelagert war, ist nach dem Krieg an anderer Stelle im Residenzkomplex wiederaufgebaut worden.

Mit Max III. Josef starben 1777 die altbayerischen Wittelsbacher aus. Der kinderlose Pfälzer Karl Theodor (reg. 1777-1779) mochte München nicht und tat nichts für die Residenz. Unter König Max I. Joseph (reg. 1799-1825) wurde 1811-18 das Nationaltheater von Karl von Fischer erbaut.

Durch Ludwig I. erhielt die Residenz ihre endgültige Gestalt. Zunächst ließ er durch Klenze 1826-35 nach dem Vorbild Florentiner Renaissance-Paläste, insbesondere des Palazzo Pitti, an der Südfront des Komplexes den Königsbau errichten. Gleichzeitig, 1826-37, baute Klenze die Allerheiligen-Hofkirche am Marstallplatz. Schließlich entschloss Ludwig sich, der gesamten Nordseite der Residenz ein neues Gesicht zu geben.



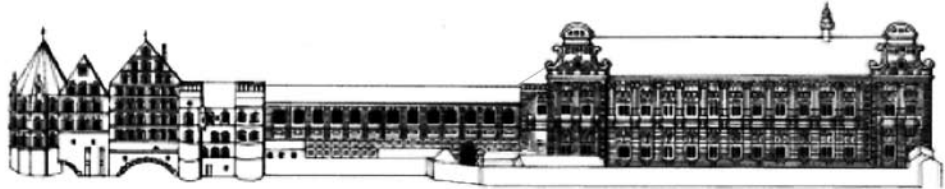
Die Residenz heute – gesehen
aus der Luftperspektive.

Er ließ die Überreste der 1750 ausgebrannten Neuveste abreißen. Aus dem Abbruchmaterial entstand der Monopteros im Englischen Garten. An der Nordostfront errichtete Klenze 1832-42 den sogenannten Festsaalbau. Seine 252 m lange Fassade zum Hofgarten hin wird durch zwei Eckpavillons gegliedert und einen Mittelbau mit vorgesetztem Portikus, jetzt Eingang zum Herkulesaal. Hinter der Nordwestfront, die nur vorgesetzt wurde, verbarg sich der maximilianeische Trakt mit Kaisersaal und Vierschimmelsaal. Der Nord-Ostflügel, jetzt Herkulesaal und Akademie der Wissenschaften, diente nur der Repräsentation. Es gab einen Thronsaal, eine monumentale zweigeschossige Halle, bestimmt für große Staatsakte. An den Thronsaal schlossen sich drei Kaisersäle an mit Wandgemälden von Schnorr von Karolsfeld

und ein Ballsaal. Dann kamen zwei kleinere Säle mit der Schönheitengalerie und dort, wo heute das Treppenhaus der Akademie und die Akademieverwaltung sind, befand sich der riesige Schlachtensaal, der das ganze Hauptgeschoß des Eckpavillons einnahm. All diese Säle sind nach dem Krieg nicht wiederhergestellt, sondern einer anderen Nutzung (Herkulesaal und Akademie der Wissenschaften) zugeführt worden, eine heute noch umstrittene Entscheidung.

Nach Ludwig I. passierte nicht mehr viel. Max II. und Ludwig II. legten lediglich Wintergärten an, die nach ihrem Tod beseitigt wurden, Prinzregent Luitpold und König Ludwig III. hinterließen keine Bauspuren im Residenzkomplex. Nach der Novemberrevolution wurde das

um 1700

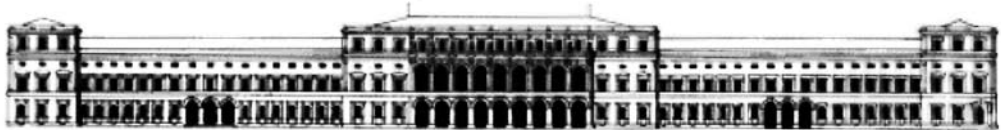


Neuveste 1385 ff.

Großer Hirschgang

Maximilianische Residenz Nordflügel 1612-16

heute



Festsaalbau 1835-42

Architekturzeichnungen der Nordseite der Residenz
um 1700 (Abb. oben) und heute (Abb. unten)

gesamte ehemalige Krongut zum Staatseigentum erklärt, in staatliche Verwaltung übernommen und dem Finanzministerium unterstellt. Bereits 1920 wurde begonnen, die riesigen Raumfluchten der Residenz in ein Residenzmuseum umzuwandeln, das bald den Ruf des größten Raumkunstmuseums der Welt erlangte.



Monika Stoermer

Referentin:
Monika Stoermer

Veranstalter:
IBZ München e.V.

Die Vereinten Nationen und die Wirtschaft – Chancen und Risiken

Am 23. November 2018 veranstaltete die Deutsche Gesellschaft für die Vereinten Nationen (DGVN), Landesverband Bayern, im IBZ den Vortrag „*Die Vereinten Nationen und die Wirtschaft*“. Seit zwei Jahrzehnten hat die Zusammenarbeit der Vereinten Nationen mit der Wirtschaft stark zugenommen. Namhafte Unternehmen arbeiten weltweit in konkreten Projekten mit der Weltorganisation zusammen. Doch können beide Seiten daraus nur Vorteile ziehen? Gibt es auch mögliche Risiken solcher Kooperationen?

Der Referent Jens Martens ist seit 2004 Geschäftsführer des Global Policy Forum Europe (Bonn) und seit 2014 Geschäftsführer des Global Policy Forums (New York), die sich kritisch mit der Arbeit der VN beschäftigen. Seit 2011 fungiert der Diplom-Volkswirt als Koordinator der globalen Civil Society Reflection Group on the 2030 Agenda for Sustainable Development und engagiert sich beim weltweiten Netzwerk Social Watch zu Fragen der Armutsbekämpfung und sozialen Gerechtigkeit. Seit 2005 ist er Mitglied des Beirats der Stiftung Entwicklung und Frieden. Martens veröffentlichte mehr als 100 Aufsätze und Studien zu Fragen des Multilateralismus, der VN-Reform und der internationalen Umwelt- und Entwicklungspolitik.

Die VN betreiben Kooperationen mit der Wirtschaft und auch mit wohltätigen Stiftungen, um zwei Ziele zu erreichen: die Mobilisierung

von Finanzmitteln und ein verstärktes Einwirken in ausgewählten inhaltlichen Bereichen. Für die Wirtschaft bringen Kooperationen mit den VN einen unschätzbaren Image- und Reputationsgewinn. Der 1999 vereinbarte „*United Nations Global Compact*“ stellt zehn Grundprinzipien der Zusammenarbeit auf, wie die Respektierung der Menschenrechte, die Ablehnung von Zwangsarbeit, Kinderarbeit und Diskriminierung oder die Bekämpfung von Umweltgefährdungen. Doch kommt auch Kritik auf: Die Prinzipien würden nicht hinreichend durchgesetzt und manche Kooperationen überproportional den Wirtschaftsunternehmen nutzen. Die Regeln für Kooperationen müssten daher enger gefasst und auch effizient durchgesetzt werden.


Jens Martens stellte in seinem Vortrag einleitend das Auf und Ab von Wirtschaftskooperationen vor. In den 1970er Jahren habe die ablehnende Haltung der Länder des Südens, die nun die Mehrheit in der VN-Generalversammlung hatten, zu einem starken Rückgang solcher Kooperationen geführt. Doch habe sich dieser Trend seit den 1990er Jahren umgekehrt. Signalwirkung habe die neu ins Leben gerufene „*UN Foundation*“ des milliardenschweren US-Medienunternehmers Ted Turner gehabt, der hierfür 1 Milliarde USD gespendet habe.

Anhand konkreter Beispiele zeigte Martens die Chancen und Risiken einer Kooperation



Jens Martens, Geschäftsführer des Global Policy Forum Europe (Bonn) und des Global Policy Forums (New York) spricht bei der Deutschen Gesellschaft für die Vereinten Nationen, Landesverband Bayern zum Thema „Die Vereinten Nationen und die Wirtschaft“

zwischen den VN und der Wirtschaft auf und wies auf Zukunftsperspektiven hin. So bestehe natürlich die Gefahr, dass Unternehmen mit dem VN-Logo ein „Bluewashing“ betrieben. Die 8000 Mitgliedsfirmen des „Global Compact“ hätten vergleichsweise geringe Verpflichtungen. Auch wenn bestimmte Projekte positive Folgen hätten, bestehe doch die Gefahr, dass Kooperationsunternehmen anderweitig Nachhaltigkeitsprinzipien missachteten.




So unterstütze Coca Cola unter dem Motto „Every drop matters“ Wasserprojekte in asiatischen Ländern, während andernorts Kritik erhoben werde, dass der Konzern durch seine Produktion der Bevölkerung Wasser in großem Umfang entziehe.

Auch die Zusammenarbeit mit wohltätigen Stiftungen sei nicht grundsätzlich unproblematisch. Auch diese hätten ihre spezifische Agenda, die sie durchzusetzen suchten. Zum Problem könnten beispielsweise US-Stiftungen werden, die finanzielle Unterstützungsleistungen mit der Durchsetzung konservativ-christlicher Moralbegriffe verbinden würden.

Als erfreulich bezeichnete es Martens aber, dass bereits ein großer Teil der großen globalen Unternehmen die „Nachhaltigen Entwicklungsziele“ der VN als Referenzrahmen anerkannt habe. Die Kooperation mit Wirtschaftsunternehmen sei pragmatisch, unbürokratisch und effizient. China komme auch auf diesem Feld zunehmend ins Spiel, so hätten viele chinesische Firmen den Global Compact unterzeichnet. Angesichts der massiven Verringerung der US-Unterstützung von VN-Organisationen, wie z.B. im Fall der UNESCO, bleibe gar nichts anders übrig, als nach anderen Finanzierungsquellen zu suchen.

Doch dürfe der Blick vor den Risiken nicht verschlossen werden. Demokratische Entscheidungsprozesse könnten unterminiert werden – so hätten Bill und Melinda Gates mit ihrer bekannten Stiftung als inzwischen zweitgrößter Geldgeber der Weltgesundheitsorganisation immensen Einfluss in der WHO. Durch einen Schwarm neuer Beziehungen außerhalb der VN-Struktur könne es zu einer unerwünschten Fragmentierung der Weltorganisation kommen. Auch könnten problematische Kooperationen die Glaubwürdigkeit der VN als neutraler „broker“ gefährden. Rechenschaftslegung und Herstellung von Transparenz hätten daher oberste Priorität.



Die von dem Wirtschaftsjournalisten des Bayerischen Rundfunks Wolfram Schrag moderierte Diskussion wurde durch die kritischen Beiträge eines Lobbyisten der Tabakindustrie belebt. Einig waren sich Publikum und Referent, dass mit Unterstützung von Regierung und Zivilgesellschaft an differenzierten Regeln und Safeguards gearbeitet werden müsse, die den Interessen aller Beteiligten gerecht werden (so z. B. Großunternehmen versus klein- und mittelständische Unternehmen).

Zusammenfassung:
Dr. Martin Pabst

Veranstalter:
DGVN, Landesverband Bayern e.V.

Der Turm der Winde in Athen

Der Turm der Winde steht an der Nordflanke der Akropolis, mitten im Zentrum der Altstadt von Athen. Er ist das am besten erhaltene antike Bauwerk in ganz Griechenland und seit je ein viel beachtetes Monument. Die Auseinandersetzung mit ihm beginnt bereits im 15. Jh., eine erste Dokumentation wurde Mitte des 18. Jahrhunderts veröffentlicht. Die umfassende Erforschung dieses architektonischen Meisterwerks wurde jedoch erst jetzt erarbeitet.

Der Turm hat einen oktogonalen Grundriss mit 3,25 m Seitenlänge und eine Gesamthöhe von rund 15 m. An den achteckigen Kern sind drei Anbauten angefügt – zwei rechteckige Ädikulen, die die beiden Eingänge an der Nordseite hervorheben, und ein runder Anbau nach Süden, in dem ein Wassertank installiert war. Das Dach hat die Form einer achtseitigen Pyramide, die den prismatischen Baukörper perfekt nach oben abschließt. Auf dem Dachknauf war eine Wetterfahne in Form eines Triton montiert, der mit einem Stab die Windrichtung anzeigte. Der gesamte Turm ist aus pentelischem Marmor erbaut; seine Architektur besticht durch formale Eleganz wie auch durch konstruktive Details (*siehe Abb. S. 41*).

Die äußere Erscheinung des Turms ist geprägt von fensterlosen Wänden, die an ihrer Krone mit mächtigen Reliefs verziert sind – Allegorien der acht Winde, denen der Turm seinen heutigen Namen verdankt. Die Winde sind dargestellt

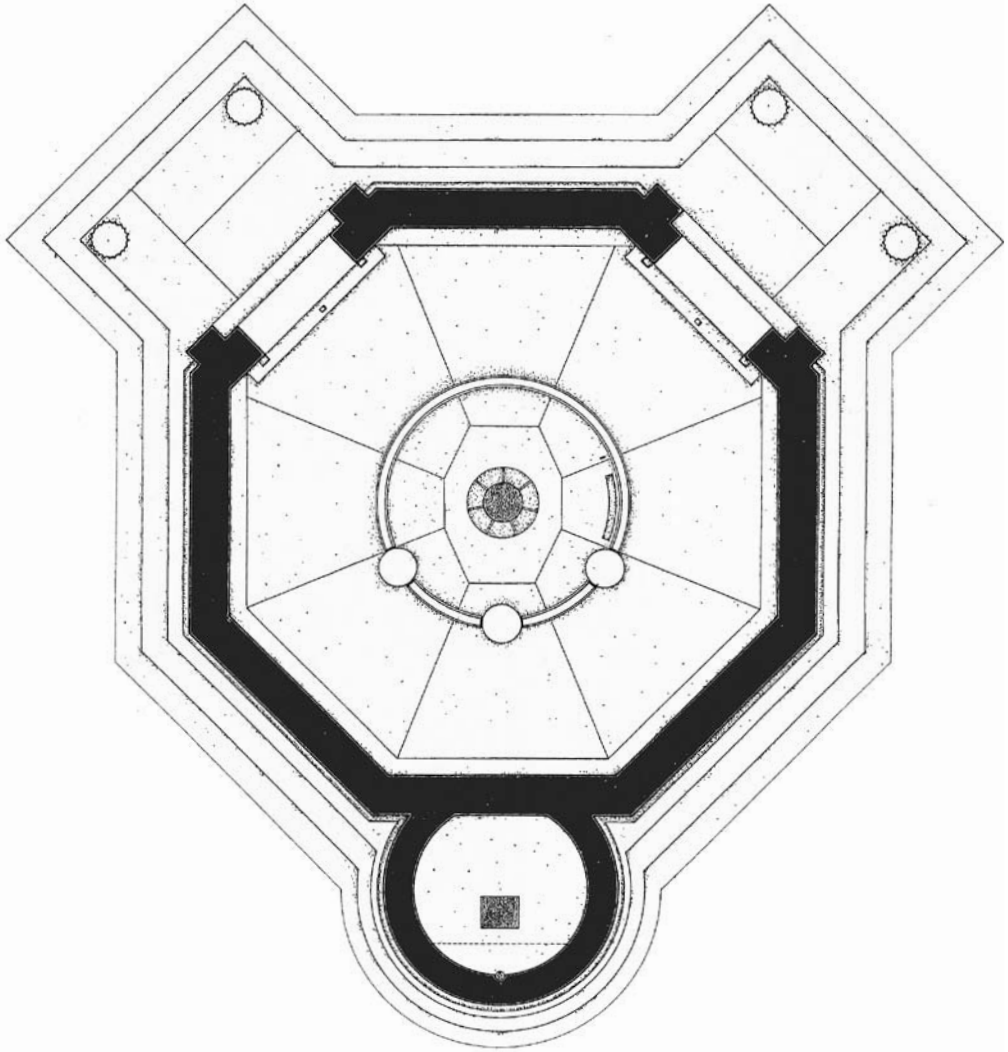
als schwebende männliche Figuren, versehen mit unterschiedlichen Attributen, die ihre jeweilige Eigenschaft hervorheben sollen. Unter den Winden sind an allen acht Seiten großflächige Sonnenuhren angebracht. Der Bau wurde deshalb durchweg als Uhrturm bezeichnet. Scheinbar bestätigt wurde diese Deutung durch Einarbeitungen im Boden der Turmkammer, die als Hinweis auf eine dort installierte Wasseruhr angesehen wurden.

Im Zuge der Neubearbeitung wurde der gesamte Baubestand gemessen und umfassend dokumentiert. Grundriss, Querschnitte, Ansichten und alle notwendigen Details sind in maßstäblichen Zeichnungen erfasst, so dass auch ohne Autopsie ein vollständiges Bild des Monuments zu gewinnen ist. Ergänzt wurde die Dokumentation durch zahlreiche Fotos, die die jeweiligen Einzelheiten verdeutlichen.

Diese grundlegende Auseinandersetzung mit dem Bau erbrachte eine Fülle von neuen Erkenntnissen, die den Turm in einem völlig neuen Licht erscheinen lassen. Hervorzuheben ist zunächst der achteckige Grundriss, der an diesem Bau zum ersten Mal Anwendung fand (*siehe Abb. S. 42*). Besondere Beachtung verdient, dass der Architekt des Turms, Andronikos aus Kyrrhos, in seinem Entwurf alle Einzelheiten dieses Bauwerks in virtuoser Manier aus den geometrischen Gesetzmäßigkeiten des Oktagons abgeleitet hat.



Der Turm der Winde von Südost



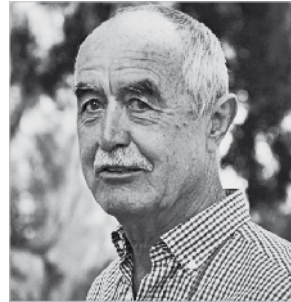
Der Grundriss des Turms

Hervorzuheben sind ebenfalls die acht Sonnenuhren an den Wänden des Turms, die theoretisch konstruiert und auf die Maße des Bauwerks abgestimmt wurden. Sie sind die größten Sonnenuhren der Antike und stellen ein einmaliges Ensemble dar. Andronikos war offensichtlich nicht nur ein fähiger Architekt, sondern auch ein genialer Astronom.

Die Detailuntersuchung des Turms hat gezeigt, dass sowohl die Reliefs als auch alle architektonischen Profile bemalt waren, eine Beobachtung, die zur Entdeckung der spärlichen Reste der ursprünglichen Bemalung des Innenraumes geführt hat. So konnte gezeigt werden, dass die gerundete Decke des Turms als Himmelsgewölbe gestaltet war. Diese Erkenntnis wiederum hat zu einer Neubewertung der Einlassungen im Boden der Turmkammer geführt. Die Rinnen zeigen zum einen, dass sie Resultat einer Reparatur sind, und zeigen zum anderen, dass sie nicht zu einer Wasseruhr gehören können. Sie belegen vielmehr eine Armillarsphäre, die mitten in der Turmkammer aufgestellt war und von Wasserkraft in Drehung versetzt wurde. Der Baumeister Andronikos hat folglich keinen schlichten Uhrturm geschaffen, sondern ein Monument, an dem alle damaligen Kenntnisse der kosmischen Ordnung vor Augen geführt werden sollten. Der Turm der Winde kann mit Fug und Recht als Vorläufer unserer heutigen Planetarien bezeichnet werden.

Die stilistische Auswertung der Reliefs hat zu dem Ergebnis geführt, dass der Turm kurz vor Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. entstanden ist. Wie lange der Mechanismus im Innern funktionierte ist unklar, zu zeigen ist jedoch, dass die unterirdische Zuleitung durch oberirdisch

verlegte Leitungen ersetzt werden musste. Irgendwann wurde der Mechanismus entfernt, der Turm jedoch hat die Zeiten überdauert und blieb nahezu unversehrt. Im Mittelalter wurde sein Innenraum als christliche Kirche genutzt, in der osmanischen Zeit dann als Andachtsraum der Derwische. Eine letzte Rolle spielte der Turm bei der Planung der neuen Hauptstadt: Eine der durch die osmanische Stadt gezogenen Nordsüdachsen ist genau auf den Turm ausgerichtet.



Dr. Hermann J. Kienast

Referent:

Dr. Hermann J. Kienast

Veranstalter:

IBZ München e.V.

Globale (Nicht-)Verbindungen. Der große Mondschwindel des Jahres 1835

Globalgeschichte

Die Geschichtswissenschaft beschäftigt sich in den letzten Jahren vermehrt mit der Bedeutung transregionaler bzw. globaler Verbindungen und Austauschprozesse. Im Zentrum einer solchen Globalgeschichte steht die Überzeugung, dass wir das Denken und Handeln historischer Akteure – und damit die Geschichte selbst – nicht verstehen und erklären können, wenn wir nicht auch die überregionalen Verbindungen, ihre lokalen Manifestationen und vor allem ihr Zusammenspiel verstehen. Das folgende Beispiel ist der Versuch, diese Vielschichtigkeit von globalen Verbindungen und ihre Bedeutung für das Denken und Handeln historischer Akteure empirisch zu illustrieren. Es soll unter anderem gezeigt werden, dass globale Verbindungen sich im 19. und 20. Jahrhundert nicht nur stetig verfestigen, sondern auch instabil, geföhlt, eingebildet, vage oder unterbrochen sein können und deshalb nicht an Bedeutung für das Denken und Handeln der Menschen verlieren.

Der Mondschwindel

Verdeutlichen lässt sich dies etwa an der Fallstudie des so genannten großen Mondschwindels des Jahres 1835. Dieser Schwindel konnte nur dank des geschickten Spiels mit globalen Verbindungen und Nicht-Verbindungen überhaupt funktionieren. Im August 1835 druckte

die New Yorker Tageszeitung *Sun* einen mehrteiligen Bericht, in dem verkündet wurde, dass der britische Astronom John Herschel mit einem riesigen Teleskop menschenähnliches Leben auf dem Mond entdeckte habe. Der Text stammte vom damaligen Chefredakteur der *Sun*, Richard Adams Locke, und war glänzend inszeniert. Er erregte breite Aufmerksamkeit. Viele Leser nahmen den Bericht für bare Münze. Das hatte vor allem mit dem hohen Maß an Plausibilität des Textes zu tun. Er fügte sich nahtlos in eine bereits bestehende Wissens- und Erwartungslandschaft ein.

Verbindungen und Nicht-Verbindungen

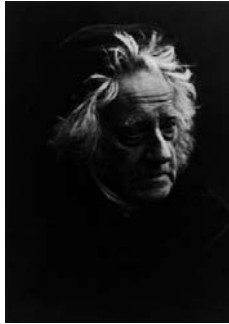
Zwischen Europa und Nordamerika gab es im 19. Jahrhundert einen regen Austausch von Menschen, Waren und Informationen – unter anderem auch im Bereich der Wissenschaft. Man war auch in New York über John Herschels im November 1833 begonnene Reise nach Südafrika, wo er Beobachtungen des südlichen Himmels vornehmen wollte, gut im Bilde. Auch Herschels Werke waren in Amerika zumindest unter den einschlägig Interessierten bekannt. Britische Wissenschaftsjournale – unter ihnen auch das *Edinburgh Journal of Science*, aus welchem der Bericht angeblich stammte – wurden von der nordamerikanischen Bildungselite intensiv rezipiert. Locke baute mit der

Die angeblich auf dem Mond entdeckten
Feldermausmenschen – Illustration
aus der italienischen Übersetzung des
Mondschwinds (1836)



Behauptung, man würde vom *Edinburgh Journal of Science* abdrucken, auf das wissenschaftliche Prestige dieser Publikation auf. Zudem waren auch die Debatten, die in den europäischen Wissenschaftszeitschriften geführt wurden, in Nordamerika bekannt – beispielsweise die populäre Auseinandersetzung über die Frage, ob es Leben auf dem Mond gäbe und welche Zeichen man dafür gefunden hätte. An all diese Austauschprozesse schloss Richard Adams Locke mit seiner Geschichte bewusst oder unbewusst an.

Ebenso wie von den beschriebenen transregionalen Verbindungen lebte der Mondschwindel aber auch von Verbindungsunterbrechungen. Beispielsweise erhöhte die Bezugnahme auf das *Edinburgh Journal of Science* nicht nur die Glaubwürdigkeit der Beobachtungen, sondern sorgte auch dafür, dass niemand das Original auf Echtheit prüfen konnte. Die Zeitschrift war 1832 eingestellt worden. Daher konnte niemand an der amerikanischen Ostküste über aktuelle Exemplare verfügen. So schuf Locke Unsicherheit und Verwirrung über die Herkunft des



John Herschel (1792-1871)

Artikels. Dadurch entstand ein Fenster der Möglichkeiten, das nur durch eine viele Wochen dauernde Rückfrage in Großbritannien endgültig geschlossen werden konnte. Eine ähnliche Nicht-Verbindung lag auch hinsichtlich der Verfügbarkeit von John Herschel selbst vor. Dieser befand sich zur fraglichen Zeit für mehrere Jahre am Kap der Guten Hoffnung, um dort im eigenen Observatorium astronomische Untersuchungen durchzuführen. Dadurch waren unmittelbare Rückfragen bei ihm noch schwieriger und langwieriger als wenn er sich in England aufgehalten hätte. Zugleich war nur eine sehr beschränkte Anzahl von Menschen vor Ort über die Ergebnisse seiner Arbeiten im Bilde. Damit gab es niemanden, der direkt Zeugnis über die Echtheit der fraglichen Berichte hätte ablegen können.

Der Mann im Mond

Erst Ende des Jahres 1835 erfuhr John Herschel schließlich selbst von seinen großartigen Entdeckungen und zeigte sich zunächst erstaunt und amüsiert. Nach einigen Monaten aber erreichten ihn viele briefliche Anfragen aus aller Welt, in denen sich die Absender nach der Echtheit der Entdeckungen erkundigten oder einfach seine Meinung zu der Geschichte hören wollten. Das irritierte Herschel dann doch und er schrieb in einem Brief an seine Tante Caroline:



Richard Adams Locke
(1800-1871)

"I have been pestered from all quarters with that ridiculous hoax about the Moon – in English, French, Italian & German!!" Herschel war in diesem Zusammenhang allerdings weniger um seine fachliche Reputation besorgt, sondern vielmehr um seine knapp bemessene Zeit. Eine Gefühlslage, die in der Wissenschaft wohl als eine Art Grundkonstante festgestellt werden kann ...



Prof. Roland Wenzlhuemer

Referent:

Prof. Roland Wenzlhuemer

Veranstalter:

IBZ München e.V.

Wir sind Faust Teufelspakt und Erlösung bei Goethe, Thomas Mann und Klaus Mann

„So ist denn alles, was ihr Sünde, Zerstörung, kurz das Böse nennt, mein eigentliches Element“ zischt Mephisto in Klaus Manns gleichnamigem Roman Faust an. Da kann der Ministerpräsident in seiner Theaterloge nur noch begeistert nicken, dieser Mephisto ist sein Mann, beide haben den Teufel im Leib. Klar, dass in der Theater-Pause der Teufelspakt zwischen Ministerpräsident und Hendrik Höfgen, dem großen Mephisto-Darsteller, geschlossen wird. Ein Abkommen, das dann auf der grandiosen Geburtstagsfeier des Ministerpräsidenten in der Berliner Oper besiegelt wird: Höfgen hält die Festrede voller Schmeicheleien und Lügen und alle, wirklich alle, die Diplomaten, Politiker, Generäle und ihre Frauen, drängen sich um den blutbefleckten Spitzenpolitiker. Thomas Manns Adrian Leverkühn, dem Komponisten und „neuen Faust“ in seinem Roman „Doktor Faustus“, begegnet der Teufel in Palästrina in der Nähe von Rom. Während der Abenddämmerung überfällt Leverkühn in dem spärlich beleuchteten Saal des Palazzo der Manardis, seiner Gastfamilie, ein Kälteschock. Und da sitzt er, der Teufel auf einem Sofa ihm direkt gegenüber und schließt mit ihm den Pakt: 24 Jahre verteuflerte Zeit für die grenzenlose Erhöhung seiner Schaffenskraft und Kreativität, für die Gestaltung seiner Teufelsmusik, die an die Zwölftonmusik erinnert. Die Bedingung ist deutlich und lautet: Du darfst



Der „Der Teufelspakt „mit einem Tröpfchen Blut“.
Illustrator Franz Simm, 1899

nicht lieben! Eine mehr als spannende Szene. Kein Wunder, dass Charlie Chaplin begeistert „phantastisch, das wird Ihr größtes Buch“ ausruft, als Thomas Mann ihm während der Entstehung des Romans davon erzählt.

„Welch ein Gespenst bracht ich ins Haus! Schon sieht es wie ein Nilpferd aus, mit feurigen Augen und schrecklichem Gebiss. O! Du bist mir gewiss“. Das ist er, denn Mephisto schält sich aus der Spukgestalt und schließt mit Faust den Goetheschen Teufelspakt: verführerische Reisen in die kleine und die große Welt, um Faust aus seiner Midlife-Crisis, seinem Wissens- und Weltüberdruß zu reißen. Die Bedingung ist wieder glasklar: nach Fausts Tod gehört seine Seele dem Teufel und der tritt sofort ein, wenn Faust zum Augenblick sagt „Verweile doch! Du bist so schön!“

Nein, der Vortrag startete nicht mit den Wegen, die die drei Protagonisten bei Goethe, Thomas und Klaus Mann in den Teufelspakt getrieben haben, sondern direkt mit den beschriebenen drei spannenden Teufelspaktszenen.



Der „neue Faust“ Klaus Manns.
Klaus Maria Brandauer als Hendrik Höfgen.
Dieses Bild eröffnet die Faust-Ausstellung
von Dieter Strauss.

Und danach kamen immer noch nicht die hinführenden Wege, sondern die Erlösungsproblematik, die erregende Frage: wer wird am Ende erlöst, Goethes Faust oder Thomas Manns Komponist Adrian Leverkühn oder Klaus Manns Generalintendant Hendrik Höfgen? Einer, zwei oder alle drei oder keiner? Und wie steht es mit Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg, das ja im „Doktor Faustus“ Thomas Manns gespiegelt wird?

Mehr als begeisternde Fragen, die der Vortrag klar beantwortet hat: Erlöst wird nur einer, Goethes Faust, dessen Seele junge Engel Mephisto entreißen, der sich von den strammen Engeln zu sehr angezogen fühlt und abgelenkt wird. Adrian Leverkühn und Hendrik Höfgen dagegen finden keine Erlösung: Leverkühn bricht bei dem Geständnis seines Teufelspaktes in Pfeifferring/Polling im Südwesten von München wie ein Gekreuzigter zusammen und verliert bis zu seinem Tod seine Persönlichkeit und Schaffenskraft. Und Hendrik Höfgen muss schmerzhaft erkennen, dass er sich zu weit

auf den Ministerpräsidenten und seine Schergen eingelassen hat, dass es für ihn kein Entkommen gibt. Er bricht in „schöner, klagender, hilflos hilflesuchender Geste“ ebenfalls wie ein Gekreuzigter zusammen.

Erst danach wurden die Wege beschrieben, die bei den drei Autoren in die Problematik des Teufelspaktes und der Erlösung geführt haben. Überlegungen zu den äußeren Anstößen und zu den inneren Antrieben, die Goethe, Thomas und Klaus Mann zu der Thematik geführt haben schlossen den Vortrag ab.



Dr. Dieter Strauss

Referent:

Dr. Dieter Strauss

Veranstalter:

IBZ München e.V.

Thomas Mann – ein kritischer Wagnerianer

Als Thomas Mann (1875-1955) einmal gegenüber Bruno Walter scherzte, „beim zweiten Mal“ würde er gerne Dirigent werden, erwiderte der Angesprochene: „Gut, dass Du es nicht schon jetzt geworden bist“. Wie immer Bruno Walter das gemeint haben mag, fest steht, dass Thomas Mann der Schriftsteller mit der innigsten Beziehung zur Musik gewesen war, der sie am stärksten durchdrang und in sein Schaffen integrierte und in dieser Hinsicht sicher vor Shaw, Hofmannsthal und Zweig genannt werden darf. Und in seinem musikalischen Kosmos war ihm nach eigener Aussage einer ein „Leitstern“, wie ihm Arthur Schopenhauer und Friedrich Nietzsche als Denker zwei weitere gewesen waren: Richard Wagner. Thomas Mann gab dieses Urteil nie auf, auch wenn der Leitstern an Leuchtkraft zeitweilig einbüßte, zumal in den zwölf dunkelsten Jahren der deutschen Geschichte. Der WagnerEnkel Franz Wilhelm Beidler nannte Thomas Mann 1947 den „ersten und tiefsten aller Wagnerianer im positiven Sinne“. Susan Sonntag reihte ihn 1980 unter „the greatest Wagnerians“ ein.

Dabei war es bei Thomas Mann alles andere als eine reine oder gar blinde Liebe gewesen. Die frühe Lektüre Nietzsches hatte mit die kritische Basis geschaffen für seine „enthusiastische Ambivalenz“, wie Thomas Mann selbst sein Verhältnis zu Richard Wagner einmal

charakterisiert hat. Ein Verhältnis, das mit den Ereignissen vom April 1933 („Protest der Richard - Wagner-Stadt München“) auf einen tragischen Höhepunkt kam, ohne dadurch jedoch, jedenfalls in musikalischer Hinsicht, an Intensität und Dauer zu verlieren. Am 6. Dezember 1953 trägt Thomas Mann in sein Tagebuch ein: „Abends mit Erika schönes Grammophon-Konzert...die alte Platte 'Abendlich strahlt'. Herrliche Dreiklang-Welt, Loge, die Rheintöchter mit 'traulich und treu ist's nur in der Tiefe'. Begeistert“. Und: Für den Festakt zur Verleihung der Ehrenbürgerschaft der Stadt Lübeck, seiner Heimatstadt, hatte sich Thomas Mann das Vorspiel zu „Lohengrin“ gewünscht. Das war am 20. Mai 1955, drei Monate vor seinem Tod.

Der große Schriftsteller, der er später statt eines großen Kapellmeisters wurde, eines „Bevollmächtigten der Musik“ (Thomas Mann), war im musikalischen Handwerk nicht unbeschlagen. Die Mutter, Julia Mann, geb. da Silva Bruhns, portugiesisch-creolischen Blutes, besaß eine schöne Stimme und spielte ebenso gut auf dem häuslichen Bechstein. So hörte der junge Thomas das romantische Programm, Chopin, Schumann, aber auch Wagner und vieles andere. Beim Konzertmeister des städtischen Orchesters, Winkelmann, dessen Bruder zur selben Zeit - 1882 - in Bayreuth den ersten

„Parsifal“ sang, erhielt Thomas Violinunterricht. Nach eigener Aussage konnte er schließlich seine Mutter auf der Geige leidlich begleiten, u. a. bei Sonaten von Beethoven. Auch auf dem Klavier wollte es Thomas Mann wissen. Ohne fachliche Anleitung „suchte er sich seine Akkorde zusammen“. In seinen späteren Wohnungen in München stand immer ein Klavier. Katja Mann berichtet in ihren „Ungeschriebenen Memoiren“ (1974), dass Thomas Mann am Klavier durchaus hörenswert improvisiert habe, am liebsten über „Tristan“.

Thomas Mann war in seinem Leben nur einmal in Bayreuth gewesen. 1909 sah er dort den „Parsifal“ in der noch von Richard Wagner selbst gebilligten Einrichtung von 1882. Thomas Mann schrieb darüber an den Schriftsteller Ludwig Evers u. a. „...Die Musik überhaupt der Gipfel der Modernität und von niemandem irgendwie überboten“. Zwei Jahre später heißt es in einem Zeitschriften-Bertrag über Richard Wagner: „... wunderbare Stunden tiefen einsamen Glücks inmitten der Theatermenge, Stunden voller Schauer und kurzer Seligkeiten, voll von Wonnen der Nerven und des Intellekts.“ Diese und viele andere meisterhafte sprachliche Wiedergaben seiner hochemotionalen musikalischen Wagner-Erlebnisse („Erschütterungen“) durchziehen das ganze rednerische, essayistische, epistolarische und diarische



Richard Wagner

Werk Thomas Manns. Ihnen stehen allerdings fast ebenso viele, mitunter mehr als drastische Formulierungen gegenüber, in denen Thomas Mann seine Zweifel, Einwände und partielle Ablehnung Wagners zu artikulieren suchte.

So urteilt Thomas Mann über die Operntexte Wagners, dass sie „nicht gelesen werden“ (sollen), sie sind „nicht eigentlich Sprachwerke“, sondern „Musikdunst“ (Nietzsche), sie sind „Anweisungen zu einer theatralischen Ausdrucksveranstaltung, die unter anderem auch des Wortes bedarf.“ Das Postulat Wagners, dass die Einzelkünste wie die Literatur, die Malerei, die Plastik und der Tanz, ja selbst die Musik keinen eigenständigen Kunstwert besäßen, sondern Bedeutung nur in ihrer Verschmelzung zum „Gesamtkunstwerk“ bekämen, lehnte Thomas Mann strikt ab. Er argumentierte, dass jede einzelne Kunstgattung beanspruchen dürfe, Kunst zu sein. Eine Rangordnung unter den Künsten sei verfehlt. Das sei Dilettantismus. Das war aus seiner Sicht nur zu verständlich, denn andernfalls hätte er ja seine eigene

Kunst, die Schriftstellerei, als untergeordnet und geringerwertig ansehen müssen. Geradezu indigniert nahm Thomas Mann die Formulierung Richard Wagners auf, wonach das Epos (die Domäne Thomas Manns!) nur der „dürftige Todesschatten“ des wirklichen Kunstwerks sei, des Dramas.

Die Kunstschriften Wagners fanden bei Thomas Mann zunächst ebenfalls wenig Gnade. Das seien Künstlerschriften. Sie würden sich selbst beweisen, aber nicht die Opern. Diese bedürften keines Beweises.

Die Autobiografie Wagners „Mein Leben“ war in den Augen Thomas Manns „null und nichtig“, der Briefwechsel mit Ludwig II. „erbärmlicher Kitsch“.

Schon gar keine Sympathie hegte Thomas Mann für Richard Wagner als Person. Was er über Richard Wagner schon 1910 gegenüber dem Kritiker Julius Bab äußerte, steigerte sich 1935 nach der Lektüre des Buches von J. E. de Sinoja „Das Antisemitentum in der Musik“ zu folgendem Tagebucheintrag (13.2.): „Grausiges Gefühl davon, wieviel dieser (R. W.) als Charakter abscheuliche Kleinbürger tatsächlich vom Nationalsozialismus antizipiert“. Und als 1951 die sog. Burrell Collection, eine Sammlung mit Briefen Wagners, auf englisch herauskam, schrieb Thomas Mann in einer Besprechung neben vielem Positiven: „Ein liebenswerter Mensch, nein, das war er nicht. Er war sogar eine unausstehliche Belastung und Herausforderung der Mitwelt. Wagner, das Pumpgenie, der luxusbedürftige Revolutionär, der namenlos unbescheidene, nur von sich erfüllte, ewig monologisierende, rodomontierende (prahlende),

die Welt über alles belehrende Propagandist und Schauspieler seiner selbst, der theatromatische Kostümfex, 'Friseur und Scharlatan', wie Gottfried Keller ihn nannte...“ So geht das noch weiter. Und dann ruft Thomas Mann aber mitten in demselben Text aus: „Und doch!“

Dieses trotzige, vielleicht barmherzige, aber sicherlich auch dankbare „Und doch!“ entsprang ersichtlich all dem, was Thomas Mann seinem „Meister und Gott“ (1904) verdankte, all dem, weswegen er ihn in den „Betrachtungen eines Unpolitischen“ (1918) mit Schopenhauer und Nietzsche zum „Dreigestirn ewig verbundener Geister, das mächtig leuchtend am deutschen Himmel hervortritt“ vereinigte, darin die „Fundamente meiner geistig-künstlerischen Bildung“ sah. Sei es die Leitmotivik, die Behandlung des Mythos oder die psychologische Durchdringung des Geschehens, in denen sich Thomas Mann in vielen seiner Werke geübt hat, sei es, wie er es selbst in den „Betrachtungen“ formulierte:

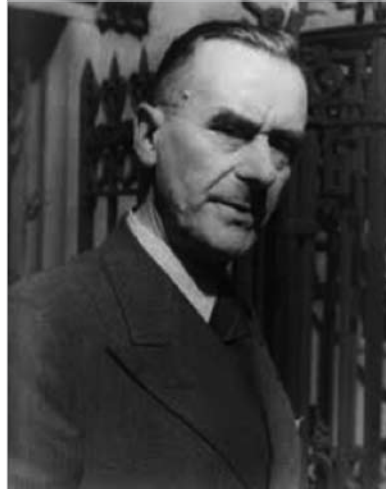
„Selten wird auf einen Nicht-Musiker - und entschiedenen NichtDramatiker - der Einfluss Wagners so stark und bestimmend gewesen sein, wie ich es von mir zu bekennen habe.. . Was ich vom Haushalt der Mittel, von der Wirkung überhaupt -im Gegensatz zum Effekt, dieser 'Wirkung ohne Ursache'- vom epischen Geist, vom Anfangen und Enden, vom Stil als einer geheimnisvollen Anpassung des Persönlichen an das Sachliche, was ich von all dem weiß und zu üben und auszubilden in meinen Grenzen versucht habe, ich verdanke es der Hingabe an diese Kunst“.

Fazit

Thomas Mann ging nicht mit allem konform, vor allem nicht zu jeder Zeit, was Richard Wagner tat, schrieb und komponierte. Tochter Erika sprach in ihrem Buch „Wagner und unsere Zeit“ (1963) von einem „Hin und Her“. Die Gedanken des späten Nietzsche („Der Fall Wagner“, 1888) formulierte Thomas Mann neu, oft mit spitzer Feder, ja oft erbarmungslos. Warum eigentlich, Jahrzehnte nach Wagners Tod, das darf man sich wie bei Nietzsche fragen.

Aber als Schöpfer seiner großen Bühnenwerke, deren „Zauber“ ihn, Thomas Mann, lebenslang nicht losließ, zudem als „Vollbringer“, als Mann der Tat, heute würden wir sagen als „Macher“, zollte er Richard Wagner größten Respekt. Er nannte ihn in einem Atemzug mit Goethe, Tolstoi, Dostojewsky, Ibsen, Balzac, Zola und den großen französischen Impressionisten, mit Schopenhauer, Nietzsche und Freud - nicht unbedingt, um ihn mit den Genannten zu vergleichen, aber um ihn dort einzureihen, wo er nach Ansicht Thomas Manns hingehörte: in die kleine Schar großer Geister von europäischer, ja weltweiter Bedeutung und Wirkung:

„Sein Werk ist der deutsche Beitrag zur Monumental-Kunst des 19. Jahrhunderts“ (Zürich 1937).



Thomas Mann

Referent:

Wolfgang Kupfahl

Veranstalter:

Richard Wagner Verband
München e.V.

Einbeziehung der Diaspora in die politischen Entwicklungen -

Die Gesellschaft albanischer Akademiker „DIJA e.V.“ aus München organisiert jährlich im Rahmen der Veranstaltung „Münchener Treffen“ ein wissenschaftliches Symposium, einen Vortragsabend mit geladenen Rednern oder eine Diskussionsrunde über aktuelle Themen. Zum diesjährigen Treffen wurde das Thema: „Einbeziehung der Diaspora in die politischen Entwicklungen - Strategie und Gesetzentwurf für die Diaspora“, behandelt. Es fand ein Austausch statt über Möglichkeiten, Herausforderungen und Erfahrungen im Rahmen der zirkulären Migration. Insbesondere wurde darüber diskutiert, was verbessert werden sollte und wie die Diaspora aktiv mithelfen kann, um den Transfer von Kapital und Wissen aus der Diaspora in Ländern, welche sich gerade in der politischen und wirtschaftlichen Transition befinden (am Beispiel Kosovo), realisieren zu können.

Die Einbeziehung der Diaspora in die politische Entwicklung der Herkunftsländer ist heutzutage ein sehr wichtiger Prozess und wird in mehreren Ländern aktiv gelebt. Insbesondere die Einbeziehung von Spezialisten und Fachkräften für den Wissenstransfer wird als sehr wichtig eingestuft. Dabei darf die Diaspora nicht nur aus dem Blickwinkel der sogenannten Heimatliebe und pathetischem Patriotismus gesehen werden. Vielmehr soll die Diaspora als gleichberechtigter Partner von Institutionen gesehen und ein fester

Strategie und Gesetzentwurf für die Diaspora

Bestandteil des Entwicklungsprozesses werden, wo sich die Diaspora mit ihrem Wissenskapital einbringen kann. Auf jeden Fall soll sich die Diaspora aus den üblichen parteipolitischen Diskussionen in den Herkunftsländern raushalten und sich nur auf die fachliche Expertise beschränken und als Promotor für eine Zusammenarbeit und als Brücke zwischen den Herkunftsländern und Ländern der EU fungieren.

Die Diaspora kann selbstverständlich ihren Beitrag nicht aufzwingen. Es müssen Strukturen und Plattformen entwickelt werden, über die die Diaspora ihren Beitrag zur Entwicklung und Weiterentwicklung der Herkunftsländer erbringen kann. Diese Strukturen müssen von der lokalen Politik gewollt und entsprechend gesetzlich verankert werden. Nur so kann die Diaspora als eine wertvolle fachliche Wissensressource gebraucht und eingesetzt werden.

Wichtig dabei ist, dass die Diaspora nicht übersehen oder gar ignoriert werden darf, wenn es um den Bedarf an ausländischer Expertise geht. Zum einen kennen die Experten aus der Diaspora die Sprache, die Kultur, die Mentalität und die Bedürfnisse der Herkunftsländer sehr gut. Zum anderen in Deutschland oder anderen EU-Ländern ausgebildet, gut integriert und wiederum die jeweilige Arbeitsmentalität beherrschend, bringen Experten und Fachleute aus der Diaspora oft

South African media after apartheid: local contests, global shifts

mehr, als andere, welche nicht die Sprache und Eigenheiten beider Gesellschaften kennen.

Die Gesellschaft DIJA e.V. hat am Ende ihr Konzept zu einer besseren zirkulären Migration in 3 Phasen aufgeteilt, vorgestellt:

- (1) in den Herkunftsländern,
- (2) in Deutschland und
- (3) nach der Rückkehr.

Zusammenfassung:

Eshref Januzaj

Mitglied:

**Gesellschaft albanischer Akademiker
DIJA e.V.**

As an agent for ongoing change and arena for contestation the South African media have been central to the country' s transition from apartheid to democracy, and in the continued power struggles that mark the post-apartheid era.

The presentation traced the major shifts that the South African media has undergone since the end of apartheid to the end of the Zuma presidency.

It focused on aspects such as the political economy of the post-apartheid media, global flows and contraflows of media into and from South Africa, conflicts over the role of the South African media in a new democracy and new threats to media freedom. Through a discussion of both the local contestations and the global shifts characterizing the post-apartheid media, it was argued that the case of the South African media provides us with a way to understand the relationship.

Zusammenfassung:

Prof. Herman Wasserman

Mitglied:

Humboldt-Salon

Seitenwechsel in Gesellschaft, Religion und Diskurs. Propagiertes, Sichtbares und Verschwiegenes

Dieser Workshop diente zum wissenschaftlichen Austausch und zur kritischen Diskussion der Forschung am Institut für den Nahen und Mittleren Osten. Er bot den Beteiligten die Möglichkeit Forschungsprojekte zu erörtern, Fragen, Theorien, Diskurse, Hindernisse aber auch Durchbrüche, Erkenntnisse und neue Richtungen zu thematisieren und wissenschaftlich weiterzuentwickeln. Das Thema Konversion als Seitenwechsel im weitesten Sinne ist ein Vorgang oder Sachverhalt, der sich in den unterschiedlichen Forschungsbereichen des Instituts immer wieder abzeichnet, als konkretes Thema oder indirekter Teilaspekt von Diskursen, persönlichen Entscheidungen, Ereignissen oder Konflikten. Dazu können solche Akte wie Religions-, Partei- oder Ideologiewechsel, Geschlechtsänderungen, Abtrünnigkeit, Fahnenflucht, Verleugnung, oder auch öffentliche Abschwörungen gehören. Das heißt, dieser Workshop drehte sich nicht ausschließlich um religiöse Konversionen oder Glaubenswechsel, sondern darum, im weitesten Sinne historisch, politisch, religiös, kulturell, wissenschaftlich oder auch literarisch, intellektuell und ideologisch nachzuvollziehen, warum und wie Seitenwechsel vollzogen werden. Seitenwechsel oder Konversionen können eine persönliche, private Angelegenheit sein, sie können einen offenen performativen oder auch propagandistischen Charakter haben, sowohl individuell als auch auf gesellschaftlicher Ebene

oder in Netzwerken oder Teilen eines Systems. Es wurde auch erörtert wie Diskurse wechseln, Ideologien sich verschieben oder kippen, wie solche Wechsel offen, propagandistisch, performativ oder auch versteckt, privat oder unausgesprochen umgesetzt werden und welche Konsequenzen und Auswirkungen Seitenwechsel haben.

Zusammenfassung:

Elfie Semen

Mitglied:

Prof. Suraiya Farouqi

Rituals for power: Rituals for prosperity

There have been many attempts to define ritual and its purpose. The study of religion, faith, beliefs and their manifestations in rituals has become a subject of interdisciplinary inquiry: with historians exploring the textual tradition; while archaeologists analyse the material remains of ritual practices; anthropologists address the folk and living traditions and sociologists study the manifestations of these on societies over a period of time. The manifestations of rituals, if not more varied, are at least as varied as its interpretations. Ritual has been understood as religion in action, as a method of transfer of knowledge, and also as religious expression. Recently, ritual has been seen as an important step into understanding the archaeology of religion.

Further, attempts to explore the noetic functions of ritual add to the scope of studying ritual remains and ritual representations. The representations can be found in various forms like architectural, iconographic and linguistic, which have been passed down. Could a study of the manifestations be used as a source for better understanding of other historical processes? The rituals seem to exist in daily lives as regular activities, and often they represent a special act: at times involving an individual or a whole community; also at times with absent participants. Among a few possible historical enquiries could be an understanding of the context of

the conceptualization of power and prosperity. These two aspects see their correlation in terms of development of political bodies, trade guild units and religious institutions both tangible and intangible in nature.

In the context of Early South Asian history an exploration of the above issues could open up a better understanding of the past, but for this there is a need to look into the aspect of ritual and its various representations through different perspectives made possible by an interdisciplinary discussion. This requires an exploration of ritual beyond mere mythical manifestation, but also as a representation of social, economic and often political behaviour of not only one community but in a plurality of contexts.

Zusammenfassung und Mitglied:

Prof. Jens-Uwe Hartmann

Objective Image Quality Assessment: What, Why, and How?

Recent years have witnessed a tremendous growth in the use of digital images as a mean for representing and communicating Information. There is also a vast Proliferation of Video traffic over both wireline and wireless networks and is expected to be more than double every year. Images and Videos are subject to different distortion types during acquisition, compression, transmission and display. A considerable percentage of the work in literature is devoted to methods for improving or maintaining the appearance of processed digital images/videos. With the extreme growth of multimedia consumption, limited network bandwidths, diverse content, and resolution there is considerable concern regarding accurately monitoring the perceptual quality of this vast data. In this talk, the speaker attempted to give her audience an overview on what challenges does this research line entail. Why it is important? And how researches pragmatically approached them?

Zusammenfassung:

Dr. Rania Hassen

Mitglied:

Humboldt-Salon

Münchener Sommer der Sophistik 2018

Erfolgte die Beschäftigung mit Sophistik und Sophisten lange Zeit unter erheblichen moralischen, politischen oder philosophischen Vorbehalten, die nicht zuletzt durch Platon vorgeprägt waren, hat sich die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit einem der spannendsten Phänomene der ‚vorsokratischen‘ Zeit seit einigen Jahren von einigen Vorurteilen den Sophisten gegenüber emanzipiert. Infolgedessen hat sich eine auch begriffliche Ausdifferenzierung durchgesetzt, die den Facettenreichtum der Sophistik unter Einschluss späterer ‚Sophistiken‘ stärker betont. Was haben Protagoras, Gorgias und Prodikos gemein? Was verbindet und was trennt eine erste von einer zweiten Sophisten-Generation? Gibt es eine ‚rechte‘ und eine ‚linke‘ Sophistik? Wie philosophisch waren ‚die‘ Sophisten überhaupt? Wie dachten sie über Religion und Mythos angesichts der Auseinandersetzung mit der frühgriechischen Wissenschaft und Philosophie? Und mit welchen Vorwürfen gegenüber den Sophisten hatte Platon unter Umständen recht?

Diese und weitere Fragen standen im Zentrum des Münchener Sommers der Sophistik 2018, der vom 3.- 4. September 2018 an der Ludwig-Maximilians-Universität München stattfand. Neben den platonischen Dialogen und zeitgenössischen Bezugnahmen (z.B. Aristophanes) wurden vor allem die erhaltenen Texte und Fragmente der Sophisten selbst näher betrachtet

und gemeinsam gelesen. Als Keynote Speaker konnte der renommierte Althistoriker Prof. Dr. Dr. h.c. Christian Meier (LMU München) gewonnen werden. Die Veranstaltung richtete sich an Doktoranden, Studierende sowie interessierte Schüler und Lehrer bayerischer Gymnasien.

Zusammenfassung:

Oliver Schelske und Andreas Schwab

Mitglied:

Prof. Martin Hose

Arrival Cities: Migrating Artists and New Metropolitan Topographies

Focusing on the intersections of exile, artistic practice and urban space, this international Conference brought together researchers committed to revising the historiography of 'modern' art. Part of the ERC research project Relocating Modernism: Global Metropolises, Modern Art and Exile (METROMOD) addressed metropolitan areas that were settled by migrant artists in the first half of the 20th Century. These so-called "arrival cities" (Doug Saunders, 2011), were hubs of artistic activities and transcultural contact zones where ideas circulated, collaborations emerged and concepts developed. Taking cities as a starting point, the Conference explored how urban topographies and artistic landscapes were modified by exiled artists re-establishing their practices in metropolises across the world. It brought up questions such as: How did the migration of artists to different urban spaces impact their work and the historiography of art? How did the urban environments in which the artists moved and worked affect Professional negotiations as well as cultural and linguistic exchange? While papers addressing METROMOD's six focus cities – Bombay (now Mumbai) Buenos Aires, Istanbul, London, New York and Shanghai – were present, we also had contributions that expanded the project's geographical reach and explored diverse urbanities. Similarly, while METROMOD studies European exile, the Conference brought together cases of exile and migration

from other geographic areas that demonstrated Connections with developing artistic concepts of 'modernism'. The presented papers considered mobilities and trajectories, neighbourhoods and networks, social spaces and artsapes, as well as infrastructures and artistic practices. Neighbourhoods such as Belgrano in Buenos Aires, Hampstead in London, or Washington Heights in New York, which became home to a large number of migrants, have been examined in relation to how they supported Segregation, exchange and inclusion. How accessible were these areas in terms of public transit? What institutions and social spaces did they offer? Did the foreign artists create their own informal gallery structures, or rely on existing venues?

"Arrival Cities: Migrating Artists and New Metropolitan Topographies" aimed to encourage the discussion between international scholars from different research fields, such as Exile Studies, Art History, History of Sociology, Architectural History, Architecture and Urban Studies.

Zusammenfassung:
Prof. Burcu Dogramaci

Mitglied:
Prof. Hubertus Kohle

Layers of Interpretation Commentarial Practices Throughout Buddhist Textual Traditions

With the development of Buddhism and its spread across cultures and borders, textual production came to function as one of the most important sources for the transmission of canonical teachings. The development of textual material constitutes a vivid account of the ongoing process of interpretation, resulting in the emergence of constant exegesis. As access to the canonical literature and, indeed, the texts themselves often changed considerably over the centuries, a vast amount of commentaries, summaries, explanations and annotations were composed. These materials have been researched from various perspectives over the proceeding years. This workshop was designed to cast a light on this diversity of commentarial practices found within Buddhist traditions as they spread historically throughout Asia. Thus, it covers the full range of the historic diversification of the various languages of religious transmission, in order to examine the dynamics of Buddhist exegesis and its interaction with other commentarial traditions.

The workshop additionally facilitated fruitful exchanges between scholars of Buddhist Studies working on commentarial literature in all historical, linguistic, and regional manifestations, with a preference for those focusing on textual sources. We encouraged abstract Submission from both established and early career scholars, including PhD students.

Zusammenfassung:
Dr. Simone Heidegger

Mitglied:
Prof. Klaus Vollmer

Quantifying Aristotle. The Impact, Spread and Decline of the Calculatores Tradition

After the great age of Aristotelian reception in the Latin West - a period in which the Philosopher's works were translated into Latin, variously interpreted and gradually incorporated into Standard University curricula - there arose in Oxford in the first decades of the 14th Century a radically new approach to natural philosophy, an approach commonly identified with a group of authors characterized, not unjustifiably, as the "calculatores". Thomas Bradwardine, Richard Kilvington, Walter Burley, Roger Swineshead, Richard Swineshead, John Dumbleton and the other thinkers more or less committed to this new "research programme" did not abandon the framework of the Aristotelian corpus, but transformed it to such an extent that it was scarcely recognizable by more traditional readers. With the tools of the new logic and the developing of special - as John Murdoch has said - "analytical languages", they asked questions that previous generations had not been able to catch sight of and to transfer many old problems of "qualitative physics" into problems of "quantitative physics", primarily by reducing them to a special issue concerning notions of infinity and continuity. "Penes quid attenditur...?" will henceforth be the main question through which a complex apparatus of „calculations" and "sophismata" will support this new philosophical approach - an approach that began to achieve success in the field of natural philosophy but

rapidly expanded to theology, medicine and moral philosophy as well. After several decades, the new approach had spread to almost all European Universities, and its after-effects are clearly observable in the works of Galileo and even Leibniz. For others, however, the calculatores tradition was a plague to be combated without mercy and, unfortunately, with little real comprehension.

Our Conference assembled a group of recognised scholars to discuss not only a particular point of Interpretation in a single text, but also, and above all, to explore the ways in which a tradition of thought as general and powerful as the calculatores tradition was transmitted: How did the calculatores become so widely recognized? Were they essentially "nominalist", "realist" or something completely different? Could they be aligned at all with a particular Aristotelian school? What is the difference between Alvaro Thomas' treatise "De triplici motu" and the works of Heytesbury and Swineshead that lie behind it? How well did the commentators on Heytesbury's edition of 1494 understand the key ideas of the master? What stopped the calculatores' quantifying Programme or impeded its development? What were the factors that pushed the reproduction or at least the imitation of the original models? What was the true aim of the geometrization of qualities and motions proposed by Nicole Oresme and others?

On what principles was the programme at Paris reinitiated by John Maior and his circle? Why did the name “Swineshead” come to epitomize all the negative aspects of scientific knowledge to be avoided by a writer like Juan Luis Vives (who apparently did not distinguish between Roger and Richard Swineshead, as we now do)? What role did logic play at the different stages in the calculatores tradition and what was the link between this tradition and the Standard university curriculum? How did the transition from a manuscript to a print tradition alter the dynamic of learning and transmission? What, finally, were the most decisive links between the calculatores tradition and the general Aristotelian background, which regulated the exchange dynamic as a whole and occasionally conditioned the relationship to other philosophical movements such as Renaissance Platonism?

Zusammenfassung:
Dr. Daniel A. Di Liscia

Mitglied:
Prof. Hannes Leitgeb

Bildnachweis:

Umschlaginnenseite:

- Monika Baier
- S. 4: Prof. Christopher Balme
- S. 7: Boyd McCleary
- S. 8-9: Peter Brookes
- S.10: Global Footprint Network
National Footprint Accounts 2018
- S.11: Jörg Farys
- S.13: Julia Otten
- S.18-21: Prof. Dr. Frank Heidemann,
Institut für Ethnologie, LMU
- S. 23: Credit: Wellcome Collection
<https://wellcomecollection.org/works/ug7s52dz>
- S. 27: Ludwig Binder, Haus der Geschichte
- S. 29: Prof. Peter Neuner
- S. 33: Thorbecke Verlag: Bayerisches
Staatsministerium der Finanzen
- S. 34: Bayerische Schlösserverwaltung
- S. 35: Monika Stoermer
- S. 37: Guido Theil
- S. 40-43: Dr. Hermann J. Kienast
- S. 45-47: Prof. Roland Wenzlhuemer
- S. 48: www.goethezeitportal
- S. 49: mnfa, Hungarian National Filmarchive
- S. 51: Richard Wagner Verband München e.V.
- S. 53: Richard Wagner Verband München e.V.

Impressum:

Redaktion:

Sabine Mennella

Lektorat:

Barbara Klingan und Monika Stoermer

Layout:

Ninon Seydel,
Illustration & Grafikdesign, München

Unterstützt wurde dieses Projekt
von Siglinde Kosina

Druck:

Bavaria Druck GmbH, München

ISBN 978-3-9817423-4-3



A. Sommerfeld



IBZ Internationales
Begegnungszentrum
der Wissenschaft
München e.V.

Amalienstraße 38
80799 München
Telefon (089) 28 66 86-0
Telefax (089) 28 66 86-50
E-mail ibz@ibz-muenchen.de
ibz-club@ibz-muenchen.de
Website www.ibz-muenchen.de

ISBN 978-3-9817423-4-3



Verkaufspreis € 5,-